

DAS GOETHEANUM

WOCHENSCHRIFT FÜR ANTHROPOSOPHIE

INHALTS-VERZEICHNIS

XX. JAHRGANG 1941

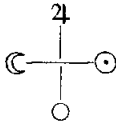
	Seite		Seite
<i>Willi Aeppli</i> : J. P. V. Troxlers „Geheime Philosophie“	290	<i>Paul Bühler</i> : Typus und Individualität im modernen Drama . .	402
— J. P. V. Troxlers „Christliche Philosophie“	313	— Einkehr zur Weihnacht	418
— Goethe und Troxler	384	<i>Felix Braun</i> : Der Knecht der Zelte	87
— do. Fortsetzung	392	— Der Angler	199
<i>Dora Baker</i> : Incontro con Sofia	134	— Herbst-Ode	338
— Gedichte von Rinaldo Küfferle	138	<i>Robert Braun</i> : Die schwedische Waldbeere	47
— „My Lady Dear, Arisel!“ von Percy MacKaye	172	<i>Dr. O. Eckstein</i> : Der Pharmazeut verantwortet sich vor Paracelsus	398
— Übertragungen einiger Gedichte aus Percy MacKaye „My Lady Dear, Arisel!“	173	— do. Schluss	408
— Der Mahner	354	<i>Dr. J. W. Ernst</i> : Das 84. Kapitel der „Kephalaia“ des Mani . . .	149
— Rückschau auf die Arbeitswoche 20.—26. Okt. 1941	362	— Aurelius Augustinus „Die Ordnung“	179
<i>Dr. Hermann v. Baravalle</i> : „Der Mensch begreift niemals, wie anthro- pomorphisch er ist“ (Goethe)	126	— Das 82. Kapitel der Kephalaia des Mani. Vom Richtungs- finden in der Gestaltung des Lebens	205
— Zur Neuerscheinung: Die Pädagogische Praxis vom Gesichts- punkte geisteswissenschaftlicher Menschenerkenntnis von Dr. Rudolf Steiner	242	— Aus dem 32. Kapitel der Kephalaia des Mani. Über den Licht- Nous, die Gesandten und die Freien	305
<i>Alfred Basiner</i> : Sonette	119	— Das 83. Kapitel der Kephalaia des Mani	320
<i>Martin Beheim-Schwarzbach</i> : Gedicht	38	<i>Alice Fels</i> : Eine Feier zu Christian Morgensterns 70. Geburtstag	165
— Gedichte	282	— Zu einer eurythmisch-dramatischen Darbietung am Goethe- anum	370
<i>Carl Bessenich</i> : Basler Ausstellungen	174	<i>Dr. Otto Fränkl</i> : Literarische Übersicht: 7 (Willy Stokar, Das Löwengespräch), 7 (Hans Reinhart, Fünfzig Gedichte, Mär- chen und Legenden)	
— Ein Besuch auf Pellegrinis Gerüst am Barfüsserplatz	306	— Die Dichterin und die Taubstummen (für Regina Ullmann)	15
— Zur Ausstellung von Handzeichnungen A. H. Pellegrinis im Kunstmuseum in Basel	371	— Literarische Übersicht: 22 (Albert Steffen, Selbster- kenntnis und Lebensschau), 31 (Felix Lützkendorf, Das Jahr 1000), 39 (Max Halbe, Schicksal und Scholle), 47 (Jakob Streit, Kindheitslegenden), 55 (Helly Grönlund, Ny tid — ny uppfostran), 71 (R. C. Hutchinson, Ein Testament), 79 (H. G. Rexroth, Das Stundenglas), 87 (Karl Schölly, Be- sinnliche Geschichten)	
— Über die Bedeutung der Pause	377	— Brugg (Gedicht)	95
<i>Andrej Bjely</i> : Prophetischer Traum (übertragen G. Hahn)	215	102 (Rudolf Steiner, Veröffentlichungen aus dem litera- rischen Frühwerk), 111 (Regina Ullmann, Das Brot der Stillen), 127 (Robert Crottet, Maouno), 143 (Paul Bühler, Die Verbannten von Wjatka)	
— Lichter Tod (übertragen G. Hahn)	222	— Blumen aus dem Süden (Gedicht)	151
— Der Sturm	298	— Literarische Übersicht: 167 (Daphne du Maurier, Rebecca), 175 (Otto Gmelin, Gespräche am Abend), 191 (Prof. Dr. Robert Petsch, Einführung in Goethes „Faust“), 206 (Knut Hagberg, Carl Linnaeus), 215 (Richard Wright, Sohn dieses Landes), 230 (Werner Richter, Kronprinz Rudolf von Österreich), 239 (Wolfgang Heinrich, In der Tarnkappe der Vernunft), 247 (Lothar Schreyer, Der Untergang von Byzanz), 266 (Jakob Burckhardt, Weltgeschichtliche Be- trachtungen), 266 (Alfred von Martin, Nietzsche und Burckhardt), 283 (Hans Carossa, Das Jahr der schönen Täuschungen)	
<i>Dr. Hans Büchenbacher</i> : Über eine spirituelle Strömung im Weltan- schauungsleben der Neuzeit	237	— Unter der Linde auf Dorneck (Gedicht)	291
<i>Paul Bühler</i> : Der Stoff als Schicksal	45		
— Ein Kohlenraum	46		
— Gedicht	46		
— Der Rechtsanwalt	54		
— Besuch bei Walo v. May	70		
— Über das Vereinheitlichen und über das Leben in der Vielheit	101		
— Betendes Kind	111		
— Über die Ausstellung von Schülerarbeiten in der Basler Ru- dolf Steiner-Schule (Ostern 1941)	141		
— Blumenspruch	183		
— Gedicht	247		
— Totengedenken	253		
— Vom Werdegang des „Goetheanum“	262		
— Echo	323		
— Von den Grundgesetzen des Dramas	328		
— do. Fortsetzung	334		
— do. Schluss	346		
— Die neuzeitliche Geisterkenntnis im Drama	374		

	Seite
<i>Dr. Rudolf Steiner: Manichäertum</i>	201
— Physische und moralische Gesetzmässigkeit (4. Februar 1913)	209
— Westliche und östliche Weltgegensätzlichkeiten (Dornach, 17. Juni 1922)	217
— do. 1. Fortsetzung	225
— do. Schluss	233
— Die Notwendigkeit der Anthroposophie für die allgemeine Menschheitskultur	241
— do. 1. Fortsetzung	249
— do. 2. Fortsetzung	257
— do. Schluss	269
— Die Erkenntnis des geistigen Wesens des Menschen (im Haag, 31. Oktober 1922)	277
— do. 1. Fortsetzung	285
— do. 2. Fortsetzung	293
— do. 3. Fortsetzung	301
— do. Schluss	309
— Die Erkenntnis des geistigen Wesens der Welt (im Haag, 3. November 1922)	317
— do. 1. Fortsetzung	325
— do. 2. Fortsetzung	333
— do. 3. Fortsetzung	341
— do. 4. Fortsetzung	349
— do. 5. Fortsetzung	357
— do. 6. Fortsetzung	365
— do. 7. Fortsetzung	373
— do. Schluss	381
— Fragen des Karmagesetzes (St. Gallen, 21. November 1909)	389
— do. 1. Fortsetzung	397
— do. 2. Fortsetzung	405
— do. Schluss	413
<i>Marie Steiner: Zum Erscheinen von „Kunst und Kunsterkenntnis“</i>	165
— Rudolf Steiner als illustrierender Künstler	394
<i>Albert Steffen: Dichtung und Lebensgestaltung (25. Dezember 1940)</i>	2
— do. 1. Fortsetzung	10
— do. 2. Fortsetzung	20
— do. 3. Fortsetzung	28
— Alter Sänger	39
— Plastiker	47
— Vogelfreund	55
— Brief eines Malers an eine Sängerin	62
— Aus einem Merkbuch	69
— Prüfung vor dem Wort	79
— Selbstbildnis	86
— Tagebuch-Notiz	94
— Aus einem alten Tagebuch	99
— Kleiner Armenhaus-Mythos	110
— Aus einem Merkbuch	119
— Gedicht	119
— Von Weihnachten zu Ostern	127
— Krisis eines expressionistischen Porträtisten	133
— Vor dreissig Jahren	138
— Dichtung als Erlebnis	146
— Diskretion	158
— Rainer Maria Rilke in Gesellschaft	166
— Gedicht	174
— Gedicht	183
— Aphorismen	183
— Erinnerungen	186
— Zum Tode eines jungen Mädchens	191
— Richten und Dichten	198
— Gedicht	199
— Erinnerungen	202
— Erinnerung an Max Scheler	210
— Gedicht	230
— Einladung zur Subskription	231
— Gedicht	238
— Aus einem Merkbuch	245
— Zwei kleine Mythen	255
— Einiges über meine Tätigkeit als Redaktor des Goetheanums zu Lebzeiten Rudolf Steiners	260
— Regina Ullmann	274

	Seite
<i>Albert Steffen: Aus meinen Erinnerungen</i>	281
— Gemütsschulung	296
— Heimkehr des Fliegers	306
— Nathanael	315
— Atlantisschlacht	322
— Erinnerungen an Ludwig Deinhard	326
— Gedicht	338
— Krankes Kind	347
— Gleichnis	354
— Stella	361
— Aufgaben der Dichtung	366
— Metamorphose des tragischen Bewusstseins	374
— Traumbegegnungen	386
— Gedicht	394
— Todesahnung	401
— „Die Geburt der Geisteswissenschaft“	407
— Aus einem Merkbuch	418
<i>M. Strakosch-Giesler: Gedächtnisausstellung für Walo von May</i>	12
<i>Alexander Strakosch: Der technisierende Mensch als Zauberlehrling</i>	34
— Aus den Erinnerungen eines Waldorflehrers	77
— do. 1. Fortsetzung	92
— do. Schluss	132
— Ein Besuch Rudolf Steiners in der Waldorfschule in Stuttgart	170
<i>J. P. V. Troxler: Philosophie und Poesie</i>	221
— Medizinisches	228
— Christologie	238
— do. Fortsetzung	246
— Wesensglieder des Menschen	254
— Höheres Denken	265
— Vom Menschen	275
— Wesensglieder des Menschen	339
— Vom Menschen	378
<i>Walter Überwasser: Baumeisters Blume</i>	275
<i>Ernst Uehli: Willy Stokar: Die Schweiz im Weltgewitter</i>	14
— Vom dramatischen Lebenswerk Hans Reinharts	43
— Wirksamkeit der Elemente im Kosmos und im Menschen	67
— do. 1. Fortsetzung	75
— do. Schluss	82
— Kunst	140
— Ur-Berufe und Ur-Handwerk der Vorzeit	311
— do. Schluss	318
— Gräber und Totenkulte der jüngeren Steinzeit	385
— do. Schluss	390
<i>Dr. Georg Unger: Der Begriff der Masse</i>	344
<i>Dr. A. Usteri: Lilien-Gespräch</i>	30
— Der Greis	110
— Der Sperber	173
— Das Getreide	229
— Die Lilie	314
— „Der Kalender auf Grundlage von Sonnen-Mond-Perioden“ und „Die Tagbogen der Sonne über verschiedenen Gebieten der Erde“	338
<i>Dr. Guenther Wachsmuth: Zwei Jahrzehnte Wochenschrift „Das Goetheanum“</i>	259
— „Die Geburt der Geisteswissenschaft“ Rudolf Steiners Lebensgang von der Jahrhundertwende bis zum Tode, 1900—1925 Eine Biographie	382
— Sternkalender 1942	401
<i>H. W. Weissenborn: Der Nazarener</i>	38
— Über Sonnen- und Monden-Rhythmus im menschlichen Leben	203
— Vom Kommen des Sonnensohnes	219
— Finnischer Sommer	230
— Die Gestalt des Paracelsus	350
— Über die Lehre des Paracelsus	368

Wollte man zum Ausdruck bringen, dass nur durch das Herabkommen des Christus und durch den Tod auf Golgatha die spirituelle Zukunft möglich ist, so schrieb man den Fünfstern über das Kreuz.

Wie Menschheits- und Erdenzukunft ihr Schlüsselgeheimnis im Mysterium von Golgatha haben und wie die Spiritualisierung der Erkenntnis, die Vereinigung von Denken und Moralität der Sinn alles Geiststrebens sind, brachte man in diesem Zeichen zur Darstellung:



Das Fest des 50. Tages bei den Essäern war also ein Fest der Erwartung. Man wusste, indem man nach dem heiligen Nachtfest die aufgehende Sonne begrüßte, dass der Sonnensohn herabsteigen würde und dass dadurch die menschliche Seele wieder die Vereinigung mit dem Geiste werde finden können.

Was man äusserlich abbildete in den Rhythmen und Reigentänzen: die Sternharmonien, der Gang der Wandelsterne und das Gesetz der Ruhesterne, es würde einmal als neues spirituelles Leben die Seelen erfüllen, dann, wenn das Wort, der Logos selber zu Brot und Wein geworden ist.

Es klingt wie eine Erfüllung der pfingstlichen Essäer-Erwartung, was in einem späteren gnostischen Ritual*) erhalten ist, wo im heiligen Weihe-Tanz — „wer nicht tanzt, weiss nicht, was getan wird“ — der Initiator den Jünger-Adepten als Repräsentant des Christus gegenüber tritt und ihn respondierend belehrt, damit er selbst ein wahrhaft „Tanzender“ werde, ein Sonnen-Wanderer, der am Sonnen-Ich teilhat:

Ich möchte errettet werden —
 Und das Ich möchte retten.
 Ich möchte erlöst werden —
 Und das Ich möchte erlösen.
 Ich möchte durchbohrt werden —
 Und das Ich möchte durchbohren.
 Ich möchte geboren werden —
 Und das Ich möchte die Geburt bewirken.
 Ich möchte essen —
 Und das Ich möchte gegessen werden.
 Ich möchte hören —
 Und das Ich möchte gehört werden.

Das Ich-bin ist die Leuchte für dich, der du mich siehest,
 Das Ich-bin ist der Spiegel für dich, der du mich betrachtest.
 Das Ich-bin ist die Türe für dich, der du bei mir anklopfest.
 Das Ich-bin ist der Weg für dich, du Wanderer...

So wie die Sinai-Offenbarung die kosmische Richtkraft des Gesetzes vermittelte zur Vorbereitung des Mysteriums von Golgatha und die Essäer in heiliger Erwartung künftiger Geisterfüllung lebten, so möchte Anthroposophie als die neue Offenbarung, die sich nun an das freie Ich-Bewusstsein wendet, die Sprache des Ich-bin so sprechen, dass es zum Erkenntnisorgan wird, um den Geist, der da ist, als lebendigen und wesenhaften erleben zu lernen. Dann wird der Geist, den der Christus als den kommenden verheissen hat, zum wahrhaft heilenden Tröster.

*) Nach Mead.

Philosophie und Poesie

(Erstveröffentlichung aus dem Nachlass)

J. P. V. Troxler

Die Natur muss gedichtet wie gedacht werden und nur in dieser geistigen Doppelbewegung wird sie erkannt.

Poesie gibt Anschauung, Philosophie Erkenntnis, und so nur beide vereint volle Erkenntnis.

Denken ist Dichten nach innen, Dichten ist Denken nach aussen. Der Mensch ist auch hier Dualist und sucht durch Philosophie und Poesie sein Bewusstsein zu rekonstruieren.

Herausdenken ist Dichten, Hineindichten ist Denken, doch so, dass Sinn und Geist im Denken, als Reflexion, auseinander gehalten werden. Poesie ist das unreflektierte ungebrochene Licht.

Poesie und Philosophie sind dasselbe, nur in anderer Richtung, Lebensbewegung. Poesie verkörpert, Philosophie vergeistigt. Daher ihr Äusseres Symbolik, ihr Inneres Mystik. Ausgang ins Niedere, Rückkehr ins Höhere.

In der Poesie stellen wir wie im Traum die Welt aus unserem Inneren heraus, in der Philosophie suchen wir wie im Wachen in die gegenständliche Natur einzudringen und sie zu ergründen. Es sind zwei Prinzipien, die beide in uns liegen.

Die Poesie hat ihre Prosa, wie die Philosophie ihren poetischen Ausdruck.

Poesie ist an sich selbst höhere Einheit von Spiel und Ernst, unbedingte Wahrheit = Dichtung und Wirklichkeit.

Das poetische Leben lässt sich auch von zwei Seiten, die im Drama konfundiert worden, auffassen, nämlich im Gefühl als tragisch und komisch, und in der Handlung als notwendig und frei.

Die Poesie ist auch Sophie. Sagt nicht, dass sie nur Dichtung sei. Geht ins Irren- und Zuchthaus und seht, ob Ihr den Narren und Verbrecher so erkennen könnt, wie ihn Shakespeare schildert — oder geht ins Spital und schaut den Kranken an wie Boerhave. Poesie und Philosophie sind daher Schöpfungen im Geiste, die Poesie bringt sie als möglich hervor, die Philosophie verklärt die wirkliche in ihre Wesenheit. Die Welt eurer Wirklichkeit und Wahrheit ist die des Scheins.

Im Denken und Dichten begatten sich Wille und Geist. Es gibt keine besondere Denk- und Dichtkraft.

Tod und Leben

Der Mittag des Lebens ist nur die irdische zeitliche Mitte, im Tod liegt ein höherer Wendepunkt. Der Tod ist des wahren ganzen Lebens Mitte, oder vielmehr des eigentlichen Menschen Geburt.

Alles kehrt sich in der Offenbarung um. Leben stirbt Gott ab, Sterben lebt Gott zu. Tod ist der grösste Wendepunkt. Der erste liegt in der Geburt, der mittelste mitten im Leben.

Die Zeugung ist Gotteswirkung. Ihr entspricht die Auferstehung aus dem Tod, also sind 5 Wendepunkte: Zeugung, Geburt — Lebensmitte — Tod, Auferstehung (Einheit von Zeugung und Auferstehung in Gott)

Richtung nach aussen — Evolution — Wachen u. Schlafen.
 Richtung nach innen — Revolution (einer Oktave)

Wenn es nichts über dem Naturmenschen gibt, gibts auch nichts nach dem Tode.

Tod ist Natur. Viele lernen erst durch den Tod kennen, dass ihr Ich nicht das wahre Selbst ist.

Das Diesseits ist nur die Kehrseite vom Jenseits, darum fürcht ich mich nicht, es zu verlassen und in jenes überzugehen.

Wie die Alten die Jungen, sind die Toten die Lebendigen.

Die Psychologen reden von einer Untätigkeit des Bewusstseins im Schlafe, da doch, wie der Traum lehrt, das Bewusstsein nur auf andere Weise tätig ist, als im Wachen.

Nicht zwei Menschen und nicht nur ein Mensch. Der schlafende und der wachende, nur der eine anders Lebende, sich um sich selbst Drehende!

Der Mensch wird, er ist nicht. Das Sein tritt im Tod ein. Da wird die im ganzen Leben verborgene Persönlichkeit entbunden.

Freiheit — Notwendigkeit

Göttliche Vorsehung und menschliche Freiheit = positiver und negativer Gegensatz in Natur und Geschichte. Die wahre Einheit ist Allheit und Ganzheit aller Gegensätze.

Wer seine eigene Persönlichkeit, die Wahrheit des Bewusstseins und die Wirklichkeit der Freiwilligkeit läugnet, läugnet das Göttliche in sich, Gott.

Man fasst sich entsprechende Begriffe wie Vorsehung und Freiheit in ihrer Absolutheit und Isoliertheit auf, jene als zwingende und zum voraus bestimmende Leitung, diese als unbedingte Willkür. So ist freilich keine Vereinigung möglich und die Annahme des Einen schliesst die des andern aus.

Willkür als unbedingtes, selbständiges Leben gedacht, erscheint als Endliches im Gegensatz zum Schicksal.

Schicksal als allmächtiges Herrschendes erscheint als Unendliches im Gegensatz zur Freiheit.

So erscheint einerseits die Freiheit als nichtiges Wesen, als Spiel, andererseits das Schicksal als einzige Macht, als absolute Gewalt.

Dies war die Ansicht der Alten, daher auch das Leben nur Lust oder Schmerz gekannt.

Jetzt aber hat die Zeit schon Beides versöhnt, wie es auch schon vor den Griechen und Römern war: z. B. im Orient, aber dort Universalismus. Jetzt tritt die Individualität, Persönlichkeit auf, denn Gott ist Mensch geworden.

Frei ist auf dem Gebiet des Handelns, was klar auf dem des Forschens: klarbewusst und freibestimmt.

In mir wird Widerspruch sein, so lang ein Herr und Knecht in mir ist. Friede nur, wenn ich mich selbst regiere und ich von mir nur regiert werde.

Willkür ist der Wahnsinn der Freiheit, Wahnsinn die Tollheit des Verstandes.

Leichter überwältigt die Natur ihre Stürme, als der Mensch seine Leidenschaften, denn die Natur steht unter einem unverbrüchlichen Gesetze. Das den Menschen leitende Freiheitsprinzip dagegen steht über dem Naturgesetz im Menschen. Allein über dem Freiheitsprinzip steht das Gesetz der innersten und höchsten, selbst über den Geist erhobenen Menschennatur.

Lichter Tod

Den schweren, den leuchtenden Becher
Ich trank: und die Erde entschwindet —
Nach abwärts stürzt alles: zu Füßen
Nur Kälte des Raumes und Luft ist.
Im uralten Raume verblieben
Mein leuchtender Becher — die Sonne.

Ich schaue: wie unter den Füßen
Die Bäche, die Wälder und Täler
Verlaufen in Fernen und Tiefen,
Die Wolke haucht mir den Nebel
Ins Auge, und sinket hernieder
In ihrem vergoldeten Schleier.

Die Landschaft des Mittags verlöschet,
Und Mittags die Sterne mir schauen
Hinein in die Seele und jeder
Unhörbar leuchtet im Strahlen: „Gegrüsst sei,
Zurück von der Wandrung der langen —
Erwacht in der Heimat: gegrüsst du!“

Und Stunde um Stunde verrinnet,
Verrinnen Jahrhunderte: lächelnd
Erheb ich im uralten Raume
Meinen leuchtenden Becher — die Sonne.

Andrej Bjely (übersetzt von G. Hahn)

Der Todesnahe sann: Ich will versuchen,
wie aus dem Körpersein ich mich erhebe,
und statt ein altes Übel zu verfluchen,
das neue Heil im Sterben selbst erlebe.
Obschon aus grauer Zeit die Flügelschere
des Wüstenvogels mir die Lebensschnur
entzweigeschnitten und die Gliederschwere
mich fällen will, find ich die Sonnenspur
des Phönix und vertrau mich seinen Schwingen.
Durch diese Krankheit hab ich den Tribut
längst abgetragen. Im Ägypterland,
da musste ich dem Typhon mich verdingen.
Osiris Opfer läuterte mein Blut.
Und Christus dien ich jetzt, der auferstand.

Albert Steffen

Goetheanum Dornach

Öffentliche Sommertagung: 26. Juli bis 3. August

Künstlerische Veranstaltungen in der Schreinerei

Sonntag, den 13. Juli, 16 Uhr 30: Eurythmie.

Sonntag, den 20. Juli, 16 Uhr 30: Eurythmie.

Mitteilung

Die für den Sommer geplante diesjährige pädagogische Arbeitswoche findet während des Herbstes vom 13.—19. Okt. am Goetheanum in Dornach statt; das genaue Programm wird rechtzeitig bekannt gegeben werden.

Da voraussichtlich wie alljährlich eine Reihe von Pädagogen und pädagogisch Interessierten während der Ferienzeiten in Dornach anwesend sein werden, finden vom 4. bis 7. August vier Abendvorträge von Herrn J. Waeger, Zürich, „Geist-Impulse der Neuzeit: Gotthold Ephraim Lessing“ (I. Lessing als Wahrheitssucher. II. Lessing „die Erziehung des Menschengeschlechts“. III. Das Christentum der Vernunft. IV. Lessings pädagogischer Impuls.) statt; ferner wird Gelegenheit vorhanden sein zu pädagogischen Aussprachen, wenn dies gewünscht wird. Ebenso wird die Arbeit in *Eurythmie* und *Sprachgestaltung* fortgesetzt.

Für die Pädagogische Arbeitsgruppe am Goetheanum:

J. Waeger. J. de Jaeger.

Zwischen der öffentlichen pädagogischen Arbeitswoche im Oktober und der umstehend angekündigten Arbeitswoche wird eine Aufführung von Hamerlings

„Danton und Robespierre“

stattfinden.

historischer Beziehungen sind nicht nur zum Geistesleben des 17. Jahrhunderts, sondern bis zu Goethe und dem deutschen Idealismus, ja zum Teil noch bis ins 19. Jahrhundert und dann vor allem zur Anthroposophie gezogen. Darauf weist der Verfasser immer wieder hin, wie in dem Werk R. Steiners die eigentliche Erfüllung des geistigen Strebens vieler Jahrhunderte liegt. Man kann so auch von den durch das Buch Reimanns gezeigten Aspekten aus über das Eintreten der Anthroposophie in die Menschheitsentwicklung erleben — und man sollte es ja immer wieder von neuem erleben —: „Es ist an der Zeit!“

Christologie

Erstveröffentlichung aus dem Nachlass

J. P. V. Troxler

Der Geist des Menschen hat gemein den Geist der Steine, Pflanzen und Tiere.

Heil des ganzen Menschen = Anthropojatrie, Christus. Prae- und Postexistenz umgibt den Körper.

*

Nur in uns ist Christus wesen- und leibhaft lebendig.

*

Das Mittel der Restauration der echten Philosophie ist, dass die Idee der Christuslehre mit dem lebendigen Geist Christus unsern Geist erleuchte.

*

Die Vereinigung der Philosophie mit dem Evangelium verstund ich nie so, dass sie auf die Schrift gebaut werden müsse, oder dass die Wissenschaft sich die Theologie und Dogmatik unterwerfen solle, der Geist des Evangeliums muss wie in ihm in die Religionslehre, so in alle Wissenschaften eingeführt und diese durch die christliche Philosophie sämtlich umgewandelt werden.

*

Christus ist Mittler und Sühner — aber der Christus, der in uns ist und lebt, ist der wahre. Der historische und mythische ist nur die Offenbarung von diesem, dient nur seiner Innewerdung.

*

Christus stellt das nicht abgefallene und wiedererlösende Prinzip dar, das zwar in allen Menschen ist, aber in allen andern, ausser ihm dem göttlichen, mit Übergewicht des Adam, d. h. des Gefallenen und zu Erlösenden. Hier ist nicht nur Mythe, Mythologie, sondern Wahrheit und einzige Onto- und Biologie.

*

Die Urmythologie ist das Christentum.

*

Das Heidentum und das Christentum bringen Himmel und Erde in Zusammenhang, aber auf entgegengesetzte Weise. Das Heidentum den Himmel mit der Erde, das Christentum die Erde mit dem Himmel.

*

Das Göttlich-Menschliche, welches die Gottheit und Menschheit miteinander verbindet, darf nicht bloss als ein allgemeines abstraktes Band gedacht werden. Wir wissen, durch wen die Erde mit Gott verbunden ist.

*

Der Mensch, der in seiner Natur das geistliche und weltliche Prinzip eint, ist durch Anerkennung und Geltendmachung der Einheit beider durch den Geist des Christentums zu seiner Selbstheit und Freiheit im Sozialstand gelangt.

*

Das Christentum macht alle Menschen zu Brüdern und alle Völker zu einer Familie der Menschheit.

*

Mitten in unserer Zeit und unter uns sind alle Zeitalter und alle Kulturstufen. Noch die alten Heiden sind unter uns Christen, die alten Meder und Thrazier.

*

Das Christentum hat in seinem wahren Geiste das Sinnliche des Heidentums nicht ausgeschieden, sondern potenziert und veredelt.

*

Das Christentum musste der herrschenden Weltansicht mit einer — Antithese entgegentreten, nun ist's aber eitel, zur alten Thesis zurückzukehren, oder gar eine auch von der Urthesis abführende Antithese aufzustellen, die schon im Islamismus da ist.

Es muss vielmehr die Antithese so entwickelt werden, dass die höchste Synthese erfolgt.

Das Heidentum ist die irdische Blüte der Urthesis, das Judentum ist der Keim der als Christentum dieselbe zerstörenden Antithesis.

Die dritte Sphäre wird aufgehen.

*

Da der Mensch durch den Mittelpunkt seines Wesens mit Gott (als Welterschöpfer, als Menschenerlöser und als Geistesquell) zusammenhängt, ist die philosophische Anthropologie, d. h. das natürliche System der Menschennatur, das Band zur Gottesgelehrtheit und Weltweisheit.

*

Die Physiologie des Christentums muss an die Stelle der Pathologie treten.

*

Noch immer vermögen nur wenige einzusehen, dass sie mit ihrer Vernunft und Natur ganz auf heidnischem Boden stehen und dass Christus einen ganz neuen Teil der menschlichen Natur oder vielmehr diese selbst geoffenbart hat.

Liebstes Wesen ist dir stets die Sprache,
Trösterin in deiner Einsamkeit.

Gut gesätes Götterwort gedeiht
selbst in hoffnungsloser Seelenbrache.

Labe dich an den Genesungskräutern,
an den Himmelsfrüchten, die sich neigen.
Darfst durch Töne bis zu Sternen steigen,
Stoffesfinsternis durch Laute läutern.

Denn das Alpha und das Omega,
dem die Welt entstammt, sagt Ja und Amen.
Und der Mensch ist aus dem Wort geboren.

Aber kommt ein Menschenkind dir nah,
droht sogleich ein ängstliches Examen.
Worte ohne Liebe sind verloren.

Albert Steffen

möchtest, und wenn du nicht hoffen dürftest, dass sie endlich geheilt werden kann. Warum heisst sie „heilige Krankheit“? Heiligt sie den Menschen, der von ihr befallen wird? Wie wäre dies möglich, wenn er so hilflos daliegt? Der blosser Sinneseindruck muss dies verneinen. Aber aus der Tiefe des Gemüts meldet sich die Frage: Will diese Benennung die Menschen, welche die Hilflosigkeit sehen, zum Bewusstsein bringen, dass die fallende Sucht ein Menschheitsrätsel aufgibt? Soll ihnen das Weh des Andern sagen, was in ihrem eignen Willen schläft und was zur Erkenntnis führen könnte, wenn sie selber heilig würden? Soll die „heilige Krankheit“ sie durch das Mitleid heiligen?

Die „heilige Krankheit“ mahnt, dass die Menschheit von der Naturwissenschaft, welche über ihr Wesen nichts Sicheres auszusagen weiss, zur Geisteswissenschaft fortschreitet. Zu der Beobachtung der physischen Gesetzmässigkeiten muss die Einsicht in die Schicksalsgesetze kommen. Die Idee der wiederholten Erdenleben führt dazu, ein so schweres Leben liebevoll aufzufassen. Es sind jetzt fünfunddreissig Jahre (August 1906), da gab Rudolf Steiner folgendes Ergebnis seiner Menschenkunde bekannt.

„Unmittelbar vor der Verkörperung tritt ein sehr wichtiges Ereignis ein, das demjenigen im Moment des Todes parallel ist. Wie unmittelbar nach dem Tode die Rückerinnerung an das vergangene Leben gleich einem Tableau vor die Seele tritt, so ist im Momente des Befruchtungsaktes, unmittelbar vor der neuen Einkörperung eine Art von Vorgesicht auf das kommende Leben vorhanden. Man sieht nicht alle Einzelheiten, aber in grossen Umrissen alle Verhältnisse im kommenden Leben vor sich. Und dieser Moment ist von ungeheurer Bedeutung. Es kommt vor, dass Menschen, die in früheren Leben viel gelitten haben und sehr Schweres durchgemacht haben, beim Anblick der neuen Verhältnisse und Schicksale einen Schock bekommen und die Seele zurückhalten vor der ganzen Einkörperung, so dass nur ein Teil der Seele in den Körper eingeht. Die Folge des Schocks bei einem solchen Vorgesicht ist die Geburt eines Idioten oder Epilepten.“

Und Rudolf Steiner gab auch den Ausblick eines solchen Schicksals für ein kommendes Leben.

„Ein Mensch“, so sprach er in einer Fragebeantwortung, wo er sich kurz fassen musste (aber hinter seinen schlichten Worten stand ein unerhörtes Erkenntnisleben), „war in einem vorhergehenden Leben verurteilt, durch ein unentwickeltes Gehirn ein Dasein in Stumpfheit zu führen. In der Zwischenzeit zwischen seinem Tode und einer neuen Geburt konnte er nun alle die bedrückenden Erfahrungen eines solchen Lebens, das Herumgestossenwerden, die Lieblosigkeit der Menschen in sich verarbeiten, und er wurde als ein wahres Genie der Wohltätigkeit wiedergeboren.“

Die Menschheit stünde anderswo, wenn Rudolf Steiners Erkenntnisse aufgenommen worden wären.

Christologie

Erstveröffentlichung aus dem Nachlass

J. P. V. Troxler

Das Christentum ist, wie es jetzt ist, nur *eine* Ansicht der Christusreligion, und zwar nur die theologisch-asketische.

*

Das Christentum selbst ist in Sündenfall hineingezogen worden.

*

Der Mensch kommt ausser sich, d. h. aus seinem übernatürlichen Zustand in den der Natur durch Naturentwicklung und erst in diesem zum Bewusstsein. Erst mit diesem Bewusstsein, der Wissenschaft des Guten und des Bösen, beginnt die

Schuld und das Verdienst. Erst wenn der Mensch weiss, dass er ausser Gott und dem Paradies ist, wird er zurechnungsfähig. Er muss nun sich selbst erlösen, da es aber um Erlösung von der Natur und sich selbst zu tun ist, muss wieder die Übernatur ins Mittel treten und den Menschen umwandeln in einen Zustand, der dem Urzustand nicht gleich ist, aber entspricht.

*

Erkenntnis des Gesetzes gibt Schuld und Verdienst.

*

Christus ist das Übernatürliche oder Göttliche selbst, das nicht von sich abgefallen ist, und daher das alle Menschen erlösende Prinzip historisch darstellt. Es gibt nur einen Christus, nur einen Gottmenschen und Menschengott. Von Natur ist er in uns allen, würde aber nicht ins Bewusstsein und Wirksamkeit gekommen sein, wenn er sich nicht uns von aussen offenbart hätte, gleich wie das Auge nicht ohne Licht. Das Licht geht aber auch von dem Urauge aus.

*

Der Mensch muss sich dem Gesetz einer höheren Notwendigkeit mit Freiheit unterwerfen.

*

Christus allein ist von Gott ausgegangen und nicht abgefallen, er allein kehrt zu Gott zurück und zieht uns nach. Christus allein ist Gott geblieben und Mensch geworden.

*

Wir können nun aber nicht umhin, hier zu bemerken, dass, dem Einheitsprinzip unserer Anthroposophie gemäss, nur von Unterscheidung, keineswegs aber von einer Absonderung dieser verschiedenen Wissenschaften und Wirksamkeiten die Rede sein kann. Die Philosophie des Menschen kennt im Grunde auch nur eine Wissenschaft vom Menschen und gibt selbst keine Trennung von einer Naturphilosophie, Geistesphilosophie und Religionsphilosophie zu. Es ist eine und dieselbe Humanitätsphilosophie, welche sie alle begründet und umfasst. Die menschliche Natur ist in ihrer Tiefe und Wahrheit nur eine, und die verschiedenen Sphären derselben haben nur eine gemeinsame Quelle oder Wurzel. Es ergibt sich daraus, dass der Theolog auch Logiker und Ästhetiker, der Jurist auch Theolog und Mediziner, der Arzt auch Ethiker und Religionsphilosoph sein soll, oder besser, der Physiolog auch Psycholog, der Psycholog auch Physiolog und beide Metaphysiker sein müssen. Auch in Wissenschaft und Wirksamkeit, nicht nur in Religion und Ethik, ist der Gottmensch das Ideal des Menschen und alle Menschensöhne sind nach ihren Gaben Gottessöhne zu werden, wenn auch nicht auserlesen, doch berufen. In seinem Kreis, auf seiner Höhe kann und soll Jeder vor allem aus Mensch sein.

*

Der Körper fällt nicht ab vom Menschen, ohne dass er vergeistigt in ihm aufgegangen ist. Der Tod verkürzt und entleert den Menschen nur scheinbar. Die Moralität und Perfektion ist jenseits.

*

Der Mensch ist nicht nur idealer, sondern auch realer als das Tier, Pflanze und Stein. Und wie er diese in seinen Körper aufnimmt, ohne dass sie gesondert erscheinen, unsichtbar, so nimmt auch sein Grundwesen und Urleben in seiner Erfüllung und Vollendung den Körper, die Seele und den Leib mit ihrem Inhalt in Geist auf.

Die umgekehrte Ansicht ist die herrschende.

Die Christuslehre kehrt alles um.

*

Nur das Selbständige ist wahrhaft unabhängig.

*

All unsere Wissenschaften und Künste sind nur Abbildungen und Nachahmungen der Natur und des Lebens.

*

Die Medizin wird wieder mit der Religion zusammenfallen, wie in der Urwelt.

*

Die wahre Anthropologie umfasst auch das Gebiet des Transzendenten.

*

Das Ziel der Philosophie ist Anthroposophie.

*

Das Objektive der Christusreligion hat die höchste und innerste Subjektivität des Menschen offenbart. Die Ur- und Grundwahrheiten lassen sich weder deduzieren noch abstrahieren, noch konstruieren, nur aussprechen und annehmen.

*

Der Mensch ist in der Menschheit und die Menschheit im Menschen.

*

Die Pädagogik ist nichts Besonderes, sie umfasst alles. Eine Krisis tritt ein in allen Grundwissenschaften.

*

Humanität ist kein Extrem, daher in ihrem Innersten Divinität.

*

Selbst in der Muttersprache ist die Bibel vielen verschlossen. Der Schlüssel liegt im Geist.

*

Der Protestantismus baut auf ein totes Buch, der Katholizismus ist in einen Papst aufgegangen, Biblismus und Papismus. Die Fundamente sind Christus und die Kirche.

Literarische Ueberschau

Der Untergang von Byzanz. Roman von *Lothar Schreyer* (Verlag Anton Pustet, Salzburg).

Zu den deprimierendsten Geschichtswerken — im Grunde sind sie alle deprimierend — gehört Gibbons Geschichte vom Untergang des römischen Reiches, die in besonderer Breite Ostrom-Byzanz behandelt. Deprimierend nicht wegen des schliesslichen Unterganges einer Weltmacht. Denn alle politischen Gebilde müssen untergehen, wenn ihre Zeit um ist, oder etwas später. Sondern weil es sich um einen schauerlichen Verwesungsprozess handelt, der durch Jahrhunderte dauert.

Schliesslich, im Mai 1453, besteht das Reich nur mehr aus Konstantinopel innerhalb seiner Mauern. Von aussen belagert es der übermächtige Türke, von innen ist der griechische Rest wie so oft vorher zersetzt von theologischen Zänkereien, namentlich durch den Streit um den formellen Einigungsvertrag mit der römischen Kirche, dem sogenannten Henotikon. Der letzte in der Kette der Kaiser ist Konstantinos XI. aus dem Hause der Paläologen. In ihm schildert Lothar Schreyer in seinem „Untergang von Byzanz“ einen Herrscher, der durch Lebensführung und Charakter bewusst wieder gut machen will, was so viele seiner zum Teil so würdelosen Vorgänger im Purpur schlecht und böse gemacht haben. Er will als griechischer Weiser und als christlicher Held leben und sterben. Zu leben gönnt ihm das Schicksal nicht. Aber es gönnt ihm würdige Gefährten in den Tagen der letzten Not, Männer und Frauen, die in stolzer und ehrenhafter Haltung in den Tod gehen können. In das Tiefste der Seele des Kaisers blicken wir in vier Meditationen, die er vor dem blinden Mönche Makarios hält. Makarios ist wie Homer blind nur für die äussere Welt. Konstantin meditiert über Macht, Liebe, Weisheit, Tod.

Seine Gegenspieler sind aussen der Sultan Mohammed, der primitive, willensharte, unbedenkliche Barbarenfürst mit seinem Gefolge und Heer, innen der fanatische Mönch Gennadios Scholarios, der gegen das vom Kaiser anerkannte Henotikon wütet. (Immerhin muss man ihm lassen, dass er es durchschaut, der Kaiser aber wahrscheinlich nicht.)

Europa hat den Kaiser im Stich gelassen. Nur wenige Repräsentanten der christlichen Völker des Abendlandes stehen ihm zur Seite. Mit ihnen und einer im Verhältnis zum Belagerer winzigen Schar von Griechen vermag Konstantin auch dem letzten Sturm lange zu widerstehen, bis die unerschöpfliche Übergewalt des Feindes eine unglückliche Fügung zu nutzen versteht. Konstantinopel fällt, und grauenhaft wüten die Eroberer mit Mord, Plünderung und jeglicher Untat. Beim Siegesmahl lässt Mohammed gegen das Verbot des Korans sich verleiten, Wein zu trinken. Sein Rausch verwandelt das Fest in eine greuliche Blutorgie.

Besonderen Sinn hat Schreyer für Szenen, die wie Sinnbilder in die Tiefe des Geschehens hineinschauen und hinein ahnen lassen. So etwa dieses, wie Mohammed in die Hagia Sophia einreitet, während dort noch die letzte Messe gefeiert wird — nach griechischem Ritus als Mysterium hinter der Bilderwand. Die Bilderwand stürzt ein: „Hinter der auseinanderstürzenden Bilderwand leuchtete in Silber und Gold und Edelstein und brennenden Kerzen der hohe Altar. Soeben hob der Priester, die Messe feiernd, den Kelch empor. Wild schrie Mohammed auf. Da wandte sich der Priester, die Gläubigen zu segnen, und hob die Hand zum Kreuzeszeichen. Noch sahen viele der Gläubigen den heiligen Mann. Es war der blinde Mönch Makarios von den Schlaflosen, der die letzte Messe feierte in der Hagia Sophia. Mohammeds Hengst bäumte sich. Er war nicht vorwärts zu treiben. Mohammed schrie zum zweiten Male auf. Der Mönch wandte sich. Er nahm den Kelch in die rechte Hand und das Gefäss mit den Hostien in die linke Hand. So schritt er zum hohen östlichen Pfeiler neben dem Altar. Und der Pfeiler öffnete sich vor ihm. Makarios schritt in den Stein, der sich hinter ihm schloss. — Wenn die Greuel der Verwüstung — in einem Jahrtausend — zu Ende sein werden, wird der Stein sich wieder öffnen, der Mönch Makarios wieder heraustraten und die schon geweihten Gaben Gott dankend darbringen.“

Lothar Schreyers reicher Roman liest sich wie der Bericht eines Miterlebenden, der die Vorgänge vom 25.—30. Mai 1453 von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, schliesslich von Augenblick zu Augenblick wiedergibt; eines Miterlebenden, der Byzanz auf das gründlichste kennt und mit ganzer Liebe an der Stadt, ihrer Geschichte, Kultur und geistigen Aufgabe hängt. Durch diese Innigkeit macht er den Leser zum Teilhaber seiner Empfindungen und sie hallen lange nach.

Otto Fränkl-Lundborg.

Goetheanum Dornach (Schreinereisal)

Samstag, den 2. August, 19 Uhr 30: „Danton und Robespierre“, Tragödie von Robert Hamerling, I. u. II. Akt (Ende 22 Uhr 30).

Sonntag, den 3. August, 11 Uhr: „Danton und Robespierre“, III. Akt. (Ende 13 Uhr).

16 Uhr: „Danton und Robespierre“, IV. und V. Akt (Ende 20 Uhr).

Am 8., 9. und 10. August abends Wiederholung der Aufführung.

Nur mit dir erreiche ich die Brücke,
die sich über meinen Abgrund schlägt
und ins Reich der Weltgeschicke trägt,
dessen Aether wahrt den Klang vom Glücke.

Komm! Ein blauer Bach glänzt uns zu Füssen.
Akeleien blühen und Eisenhut.
Unsre Wünsche werden wieder gut,
und wir dürfen unsern Engel grüssen,

Der uns treu von dort entgegenzieht
und uns leitet zu den tiefen Matten,
wo des Krieges blutiger Schrecken tost,
wo die Seele weinend niederkniet . . .
Da ertönt der Himmel und die Schatten
trinken aus dem Lied der Sonne Trost.

Paul Bühler

Herausgeber: Allgemeine Anthroposophische Gesellschaft, Dornach.

Abonnements: jährlich bei Vorauszahlung Fr. 18.—, vierteljährlich Fr. 5.—, Einzelnummer 40 Cts. — Erscheint jeden Samstag.
Auslands-Jahresabonnement: Finnland, Frankreich, Italien und Balkanstaaten Fr. 18.—; Amerika, England, Holland, Norwegen, Schweden und die übrigen Länder Fr. 22.—.

Methode, neue Begriffe¹⁾) und die Fähigkeit zur Selbstkorrektur seiner Arbeit. Er hat zu dieser eine andere Stellung, wenn er weiss, wie auch die sogenannten Toten mitarbeiten und berücksichtigt werden wollen, oder wenn er sich selbst auch als schlafenden Menschen in Rechnung stellt. Er beginnt mit mehr als fünf Sinnen zu beobachten²⁾), kommt zu einer realen, nicht nur formalen Synthese von Raum und Zeit, hat an seinem Gegenstand sinnlich-sittliche Erlebnisse; sein Auge wird durch Übung urteilsfähig — er erlebt Metamorphosen — und — endlich auch die eigene.

Damit sind wir am springenden Punkt. Die Naturwissenschaft der letzten 200 Jahre verdankt inhaltlich so ziemlich alles den sich verfeinernden Instrumenten. Der anthroposophische Naturforscher dagegen kommt nicht weiter ohne Ausbildung neuer, verfeinerter seelischer Wahrnehmungsorgane. Die Möglichkeit dazu verdankt er ganz und gar Rudolf Steiner.

Mut und Beharrlichkeit muss er selber aufbringen. Dabei ist es eine unschätzbare wertvolle Hilfe, in Aufsätzen, z. B. Albert Steffens, die Übungsmethode vorgeführt zu erhalten³⁾), oder deren Ergebnisse wie in den referierten Büchern Dr. C. Wachsmuths über die Aether-Bildekräfte⁴⁾) oder E. Pfeiffers über Kristallisationsmethoden⁵⁾), den regelmässigen Berichten des gleichen Autors über die biologisch-dynamische Landwirtschaft⁶⁾) als etwas Erreichbares bewiesen zu bekommen.

Im „Goetheanum“ gehören selbst die Annoncen z. T. dem geistigen Inhalte zu. Sie sind Dokumente der unermüdbaren Herausgebertätigkeit Frau Marie Steiners und der literarischen Produktion der Schüler Rudolf Steiners.

Dieser wollte, dass seine Schüler zu Lehrern werden. Die Zeitschrift wiederum erzieht ihre Leser zu Autoren. Möge ihr das in ausreichendem Umfange gelingen.

¹⁾ Albert Steffen: „Auferstehung des Begriffes“ („Goeth.“ VIII, S. 308).

²⁾ Albert Steffen: „Kosmische Gesetzmässigkeiten im menschlichen Organismus“ („Goeth.“ VIII, S. 322).

³⁾ „Die sittliche Wirkung der Sinneseindrücke“ („Goeth.“ VIII, S. 58).

„Das schöpferische Wort“ („Goeth.“ VIII, S. 66).
„Die vom Christ-Impuls erfüllten Taten als Vermittler zwischen Geist und Natur“ („Goeth.“ VIII, S. 89).

„Über die Metamorphosen des Irdischen“ („Goeth.“ V, S. 372).

„Kultus und Drama“ („Goeth.“ IX, S. 67).

„Über die 12 Sinne“ („Goeth.“ VI, S. 18f.).

„Über Farben“ („Goeth.“ V, S. 322–364).

⁴⁾ Referate verschiedener Autoren („Goeth.“ III, S. 365, 468, 490, 494, 549; VI, S. 244, 389).

⁵⁾ „E. Pfeiffer, Kristalle“, Ref. H. Grohmann („Goeth.“ IX, S. 245).

„Studium von Formkräften an Kristallisationen“, Ref. H. Grohmann („Goeth.“ XI, S. 62).

„Empfindliche Kristallisationsvorgänge als Nachweis von Formkräften im Blut, von Ehrenfried Pfeiffer“, Ref. Prof. Dr. Sigm. v. Kapff („Goeth.“ XV, S. 45).

⁶⁾ In den ersten Nummern der Bände „Goeth.“ XV–XIX.

Höheres Denken

Erstveröffentlichung aus dem Nachlass

J. P. V. Troxler

Unser Geschlecht soll die Kinderschuhe ausziehen.

*

Im Innersten unserer Natur liegt ein geheimnisvoller Keim eines in die Unendlichkeit strebenden Wesens — da ist mehr, als das Herz zu bitten und der Geist zu schauen vermag. Wir bemerken da nur einen dunklen Kern, nur Wesen höherer Art ist er durchsichtig.

*

Das verschlossene Wesen des Universums hat keine Kraft in sich, welche dem Mute des Erkennens Widerstand leisten könnte; es muss sich vor ihm auftun und seinen Reichtum und seine Tiefen ihm vor Augen legen.

*

Wären wir recht lebendig, so entschwände uns beides, das Licht im Gegensatz der Finsternis, und wir sähen das Ansich. Jetzt sehen wir nur Tag und Nacht, dort zu hell, hier zu dunkel.

*

Wir sehen im Körper die Funktionen auch nicht und bestimmen sie doch. Warum sollen wir in dem Seelenleben nicht unsichtbare Organe annehmen? Hat der Materialismus und die Corpuscularphilosophie, die alles Höhere ins Gehirn- und Nervensystem hinabzog, nicht lange genug geherrscht?

*

Es liegen in allen Menschen und in Jedem unendlich viel Kräfte aller Art in ihren Keimen verborgen, wozu der Aufwandel, wenn nur was hier entwickelt wird, das eigentliche Facit macht? wie könnte so viel verloren gehen?

*

Zur wahren Erkenntnis Gottes führt nur eine, die Idee mit Sentiment einende, die Reflexion in Licht umwandelnde, die Widersprüche sühnende, höhere, metalogische Denkart.

*

Eine Synthesis des Prinzips des Wachens und Schlafens ist mehr als Traum, erhöht und steigert das Bewusstsein und zeugt wie Mann und Weib.

*

Die Materie wird durchsichtig, der Geist sichtbar im Lichte.

*

Darf der Philosoph es wagen, ein Gebiet der Menschennatur sich zu Gemüt zu führen, welches als die Dunkelstätte der Mystik, Superstition, Schwärmerei, Theosophie so verachtet ist? Muss er es nicht tun, um aus dem Labyrinth der Reflexion herauszukommen?

*

Im Tode oder Sterben, was ein Hinein- und Hinaufleben, ein Auferstehen und Wiedergeborenwerden ist, fallen Seele und Leib, die sich vom Körper lösen, ineinander und gehen in Geist auf. Schon im wirklichen Leben gibts Augenblicke, wo der innere Mensch ins Bewusstsein tritt. Nicht bloss in Starrsucht und Scheintod, nicht bloss in Somnambul und Ekstase, und in Besitz seiner ursprünglichen Kräfte tritt.

*

Einschlafen und Absterben des äusseren Menschen ist Aufwachen und Aufleben des Innern. Rückwendung — und das gerade Gegenteil von dem gewöhnlichen Wachen und Leben. Der Tod im Leben — inneres Leben, Entzücken, höchstes, wachstes Bewusstsein, Begeisterung, Verklärung, auch des Antlitzes. Der Körper fällt ab, mehr noch als im tiefsten Schlaf. Der Leib tritt vor mit der Seele, geistig potenziert.

*

Nicht nur das Auge hat Blick, nicht der Mund nur Stimme. Was ist das, was durch den Körper schaut und spricht? Erscheinung und Gesicht des Innern — Stimme und Sprache, es erscheint und spricht nur der Geistleib.

*

Das innere Auge sieht die innere Hand, das innere Ohr hört den inneren Mund. Im Körper vergangene und künftige Veränderungen, innerlich und äusserlich verborgene Zustände, Organisation und Lebensprozess.

Solche äusserlich schlafend und innerlich wach gewordene Menschen.

*

Wenn sich der äussere Mensch ausser sich versetzt, kommt der innere zu sich.

*

„Ein Mann erscheint dem Träumenden (d. h. er sich selbst) der ihm sagt, er solle sich vergangenes oder künftiges Schicksal von ihm erzählen lassen. Er wählt das erstere, und der Mann hält ihm einen Spiegel vor, in welchem er die Szenen seines vergangenen Lebens deutlicher und lebhafter als je im Wachen erkannte.

Derselbe erschien ihm nochmal und liess ihn in einem Spiegel alle Menschen, die er gekannt, Lebende und Verstorbene (nicht auch ungeborene?) vorübergehen sehen.

In einem neuen Traum über den Traum verfertigte er dann ein Gedicht, das er in Musik setzte.“

*

Wie gelangen wir zu unserem wahren Bewusstsein? Zwei Wege, deren einer durch den Schlaf, deren anderer durch das Wachen führt.

Sonette

Percy MacKaye

O Mass der Schönheit, das im Blütenrunde
Des Blatts erglüh'nden Wirbel zart durchflücht
Mit Adern — dunkel wurzelnd in der Stunde
Hob sich ihr Same auf zu fernem Licht!

O Wundergeist, der durch die Strophe schlingt
Gestalten, bebend, die den Kern verhüllt,
Durch das Gedicht nun sprühen, dass entsinkt
Der Trägheit Schleier vom verborgnen Bild,

Drin fauler Einfalt Griff sich schon verkrallt.
Um wieviel — göttlich! — mehr soll uns zergehen
Der Sinne Bann vor deines Schau'ns Gewalt,
Des Menschen Seele als ein Turm erstehen,

Wo Lehm-Erbautes bricht im Zeitengang,
Tyrannen stürzen vor dem Reimes Klang!

Im Klang des Reims mög Liebe denn *erblühen*,
Die wandelt Tyrannei nach edlern Massen
Als Hasses Zeichen sind — mit Rhapsodien,
Die der Vernichter trübe Larven fassen,

Des Todes-Engels Antlitz offenbaren,
Des All-Verklärers; hell umflort mit Stille
Sein Marmor-Lächeln der Belagrer Scharen,
Der Seelenfeinde — aus des Geistes Fülle.

Zu jenes wundersamen Lächelns Klang,
Zu jener Harfen-Rhythmen Strahlenton,
Der fügt, was rück-gewendet, arg und bang,
In Vorwärtsschritte, dorthin, wo sich schon

Hebt Himmelsglühn ... Hinweg die Furcht! *Hinan!*
Zum Tanz des Tod's — der Liebe — himmeln!

Aus „My Lady Dear, Arise!“
Übertragen von Agathe Horst.

Literarische Ueberschau

Weltgeschichtliche Betrachtungen. Von Jakob Burckhardt. Nach dem Oerischen Text herausgegeben von Werner Kaegi. (Verlag Hallwag Bern.)

Es ist kein Wunder, dass jene Aufzeichnungen Jakob Burckhardts jetzt soviel zitiert werden, die deren Herausgeber, sein Neffe Jakob Oeri,

„Weltgeschichtliche Betrachtungen“ genannt hat, in gleicher Weise wie der Inhalt lockt nämlich die vorliegende Gestalt dieser Aufzeichnungen dazu, die kein Buch waren, sondern der wiederholt überarbeitete Entwurf zu einem akademischen Kolleg. Eine von der Notwendigkeit der Form so durchdrungene Persönlichkeit wie Jakob Burckhardt konnte sich aber eine gewisse Ausfeilung der Notizen nicht versagen und so entstand eine gerade nur durch das Notwendige verbundene Aneinanderreihung von Aphorismen, von Kernsätzen, von Thesen. Das macht auch heute noch den Reiz der Lektüre aus, die dem Leser gestattet, weiter zu denken und an der Ausführung mitzuschaffen. Der Inhalt ist aktuell in dem Sinne, dass man in bewegten Zeiten bei den ernsthaftesten und hingegebensten Betrachtern der Geschichte manches Licht für das holen kann, was dem Augenblick dunkel bleibt.

Bei einer — an unserer gemessen — ungenügenden Materialkenntnis (namentlich der orientalischen Welt) und bei einer Formulierung, die nur selten die ganze Realität erfasst, hat Jakob Burckhardt doch einen tieferen Blick, ja eine prophetische Gabe teils besessen, teils erworben. Erworben durch das sinnende Weben und Leben in der Geschichte und durch die Betrachtung immer aus dem menschlichen Zentrum heraus. Und dieses sitzt ja nicht im Kopf.

Jakob Burckhardts Anschauung der Geschichte zielte rein und frei auf Erkenntnis. Einen anderen „Zweck“ hat er nicht damit verbunden. Dieses reine Erkenntnisstreben macht es so wertvoll, Burckhardt späteren und namentlich gegenwärtigen Betrachtern des historischen Prozesses gegenüberzustellen. Man wird sehen, dass alles, was sich jetzt als Geschichtsbetrachtung und -deutung gibt, einen Rückschritt, ein Absinken gegen Jakob Burckhardt bedeutet, weil es zweckgebunden ist — und sei der Zweck nur der, irgend eine abstrakte Theorie unter Beweis zu stellen.

Das soll aber nicht heissen: zurück zu Jakob Burckhardt. In seinem Todesjahr 1897 lag schon eine Methode vor, die durch ein *spirituelles* Ergreifen der geschichtsbildenden Faktoren möglich macht, was Jakob Burckhardt für unerreichbar gehalten hat. Ich meine Rudolf Steiners geisteswissenschaftliche Methode und deren Ergebnisse. Es ist nur bedauerlich, dass von dem manchen Vorzüglichen, das Schüler von ihm schon geleistet haben, Vieles und Wichtiges mit dem gesprochenen Worte eines Vortrages verhallt ist. Läge es gedruckt vor, so würde die Welt zwar nicht aufhorchen, denn für den Geist war sie seit jeher harthörig, aber eben diesem Geiste wäre Genüge geschehen.

Die neue Ausgabe der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ von Prof. Dr. Werner Kaegi in Basel liebevoll und sorgfältig besorgt, geht zurück auf die erste von Jakob Oeri (1905), nimmt aber Zusätze auf, die Oeri bei der letzten Redaktion gestrichen hatte. Gerade diese Zusätze gewähren Einblicke in Vorgänge, die sich in den ersten siebziger Jahren in Burckhardts Seele abgespielt hatten. — Kaegi musste die Neuauflage in kürzester Zeit besorgen; sonst wäre der hilfreiche Apparat noch freigiebiger ausgefallen. Seine „Einleitung des Herausgebers“ ist sehr lesenswert.

Ergreifend schön ist die Totenmaske Jakob Burckhardts, von der eine treffliche Aufnahme beigegeben ist. Wie die besten Masken ist sie umspielt von jenem Hauche heiliger Ahnung, der nur mit zartem und scheuem Schweigen betrachtet werden darf.

Nietzsche und Burckhardt. Von Alfred von Martin (Verlag Ernst Reinhardt in München).

Nietzsche und Burckhardt sind eigentlich inkommensurable Grössen. Reine Antithesen sind sie im Grunde nicht, die Wirkung auf Mit- und Nachwelt war eine sehr verschiedene — es läge kein Anlass vor, ihre subjektiven Beziehungen und ihre objektive Stellung zueinander immer wieder zu untersuchen, wenn nicht die Schicksalstatsache ihrer Begegnung in Basel gegeben wäre. Und dazu noch die rührende Bemühung Nietzsches um Burckhardts Freundschaft; rührend, weil von vornherein aussichtslos. Seine ganze Wesensart hat das ausgeschlossen; sie konnte den *Basler* Burckhardt nie erreichen.

Zumindest was das *Material* betrifft, stellt Alfred von Martins gründliche und genaue Untersuchung einen Abschluss dieses Themas dar. Den 73 kleingedruckten Seiten „Ergänzungen und Belegen“ wird nichts Wesentliches mehr beizufügen sein. (Es seien denn Sophismen; denn auch aus Nietzsche kann man alles und das Gegenteil davon beweisen.)

Was aber die *Auffassung* betrifft, so ist vielleicht ein wenig viel Emphase für den Nachweis eines Gegensatzes aufgewendet, der auch dem flüchtigsten Kenner der beiden klar sein muss. Dabei geht v. Martin von einer These aus, die ihn zu Ungerechtigkeiten gegen Nietzsche verleitet. Das Anführungszeichen ist eben eine gefährliche Waffe. — Es gibt viele Nietzsches und man sollte den letzten nicht in den frühen hinein interpretieren. So verteilen sich Licht und Schatten ungleich und Burckhardt muss als helle Folie für den durchaus dunklen Nietzsche dienen. Solche Folien werden dann überschätzt, und das hätte Jakob Burckhardt wohl abgelehnt.

In einer Epoche unverzeihlicher Oberflächlichkeit ist es aber immer noch ein Genuss, ein so gründlich geschriebenes Werk vor sich zu haben.

Dr. Otto Fränkl-Lundborg

In das Gedichtbuch, das sie mir nach diesen Begegnungen schenkte, schrieb sie die Worte:

„An meinen verehrten Landsmann Albert Steffen.

Eine weite Reise macht das eigene Herz, eine Reise zu sich selber. Müsste es Sterne erwandern, dies gäbe ihm noch kein Vorgefühl von dem Unendlichen und Unerreichbaren und von dem Abgründigen, wovon es gehalten wird und getragen, je mehr es sich bedroht fühlt und in die Tiefe verschlagen: Bis sich ihm endlich ein enges, inniges Licht auftut: Überall die Mitte.“

Baumeisters Blume

(Türkenbundlilie)

Seht, solches Sein scheint mir vollendet,
wo eins ins andere sich wendet,
wo an des Stengels stolzes Steigen
sich anbiegt lieblichstes Verneigen.

Von Blüten, die sich sandsteinfarbig,
wie lauter Zierrat ringelnd runden
und, beugt der Kelch sich dreifach narbig,
im Sechspass steh'n zurückgebunden.

Das ist so heilig, wie in alten
Gewölben Steine sich entfalten:
zu Grunde liegt von tausend Toden
die Last der dunklen Erdenkrume.
Ruht, der so baute, hier im Boden?
Die Lilie zeugt es, seine Blume.

Walter Ueberwasser

Vom Menschen

Erstveröffentlichung aus dem Nachlass

J. P. V. Troxler

Die Idee des Menschen muss erweitert und erhöht werden.

*

Wer den Menschen konstruieren will, muss das Weltall konstruieren.

*

Je mehr der Mensch in Gott aufgeht, desto mehr gewinnt er an Persönlichkeit.

*

Der Mensch ist das individuellste Universum, die Erde das universellste Individuum. Ausgang und Rückkehr in Gott.

*

Des Menschen höchste Würde ist Organ der Vorsehung zu sein.

*

Das Individuellste ist das Universellste, worin alle Individuen eins sind.

*

Im Menschen liegt die Urkraft des Schicksals wie die Grundform der Natur.

*

Das Menschenleben eint Natur- und Geschichtsleben, wie Leib und Seele.

*

Die *Idee* eines *geistigen* Wesens läuft den *Sinnen* nicht zuwider — ist aber auch ihnen nicht gemäss, nur über sie erhaben.

*

Willst du unsterblich sein, so sei erst lebendig.

*

Die *Erde* ist vom *Menschen*, nicht der Mensch von der Erde abhängig.

Dem Dichter der Kleinen Mythen

E. Krell-Werth

Einer der Verwundeten versucht sich emporzurichten, aber die physischen Kräfte reichen nicht mehr aus. Er vermeint, mit der Hand nach der Brusttasche seines Waffentrockens zu tasten, aber die Hand ist zu schwach. — Nurmehr die Seele führt aus, wonach ihn verlangt. Er weiss nicht, dass der zerlesene Brief, von Blut getränkt, nicht mehr zu entziffern ist und durchforscht mit prüfendem Seelenaug die eigene Schicksalsschrift.

Das Dunkel pflügt die Konturen um. Der Schlachtenlärm verebbt. Stand nicht noch soeben die Sonne im Zenith? Nun bleibt ihm das Dichterwort verborgen. Nur die begleitenden Zeilen von Freundeshand blinken als silberner Flusslauf auf und zeichnen das andere Ufer. Er möchte, um eilends folgen zu können, sich aus der Umklammerung des Sterbens befreien, doch werfen flutende Leichenberge ihn auf sich selber zurück.

Was sucht auf solchem Ozean des Grauens die honig-erfahrene Biene? Oder ist es nur fern eine winzige Leuchte, die im gespenstigen Hügeltanz nähertreibt? Puppe jetzt, — jetzt springender Fisch, — Stern, von Woge zu Woge steuernd, goldgeäderte Blumenkapsel, — bergende Barke, — schützendes Haus!

Schon weilt der Gerettete, Umschau haltend, im freundlichen Vorgemach. Wohl rührt ihn ein Hauch von Seligkeit an, doch weiss er zugleich sich allein gelassen und ahnt darin eine Schuld.

Nun aber ihn nach den Brüdern verlangt, wird ihm das gesuchte Wort zuteil und ruft ihn sanft ins Innere. Da sitzen sie alle Hand in Hand über goldene Lettern gebeugt wie Samen in einer Kapsel. In ihre Mitte aufgenommen, entziffert er auf gekreuztem Band das leuchtende Zeichen MENSCHHEIT.

Da weiss er, sie haben, Erweckte gleich ihm, heimgefunden.

Alle Schicksale, sieht er, sind kleine Mythen und rufen zu grossen Verwandlungen auf.

Goetheanum Dornach

Künstlerische Veranstaltungen in der Schreinerei

Sonntag, 24. August, 16 Uhr 30: Konzert „Basler Komponisten“, Müller von Kulm, Rudolf Moser, Bruno Straumann, ausgeführt durch Emil Himmelsbach, Violine und Ruth Zehntner, Klavier.

Sonntag, 31. August, 16 Uhr 30: Eurythmie, Goethe-Programm.

*

Baubesichtigung mit Führung: Sonntags von 14 Uhr 30 bis 16 Uhr.

Herausgeber: Allgemeine Anthroposophische Gesellschaft, Dornach.

Abonnements: jährlich bei Vorauszahlung Fr. 18.—, vierteljährlich Fr. 5.—, Einzelnummer 40 Cts. — Erscheint jeden Samstag.
Auslands-Jahresabonnement: Finnland, Frankreich, Italien und Balkanstaaten Fr. 18.—; Amerika, England, Holland, Norwegen, Schweden und die übrigen Länder Fr. 22.—.

ändern, die den Unterschied zwischen ihrem und seinem Geiste nicht wahrzunehmen vermochten.

In Russland zermalmten dunkle, undurchschaubare Gewalten die Keime, die seine Geistesverwandten dort pflanzen wollten.

Aber überall gab es doch Individualitäten, die stark genug waren, sich nach der Seite offen zu halten, aus der das Heil für die ganze Menschheit einfließen wollte, das erst das wahre Wohl der einzelnen Menschen und Völker in sich enthält.

An der Wirksamkeit des Grafen und seiner Freunde wird auch die damalige Menschenwelt in ihren unter einander völlig verschiedenen und doch zusammengehörigen Gliedern durchsichtig.

Aber auch das wird sichtbar, wie ein einzelner, überragender Geist das Wesen der ganzen Menschheit zeitgemäss zur Darstellung bringt und Helfer wird in einer Verwirrung, der keiner der Hineinverwickelten mehr gewachsen war. Die Hilfe wurde so weit wirksam, so weit sie durch willige und bewusste Träger entgegengenommen wurde.

Was durch diese geschah, hat Bedeutung für die ganze Menschheit, auch für den aussereuropäischen Westen und Osten.

I. P. V. Troxlers „Geheime Philosophie“

Willi Aeppli

In Troxlers Nachlass*) findet sich ein Blatt, auf welches der Philosoph folgendes hingeschrieben hat:

1821

Geheime Philosophie des Menschen

Grundriss zu Vorlesungen von Dr. Troxler, Professor der Philosophie und Allgemeinen Geschichte zu Luzern.

Beigefügt sind diesem Titel noch zwei Aussprüche Troxlers, von ihm wohl als Leitgedanken gedacht:

„Die menschliche Natur ist an sich selbst ein Mythos.“

„Der Gott in mir ist grösser als der Gott über mir.“

Es handelt sich um ein einzelnes loses Blatt. Aber die so angekündigte und von Troxler in seinem 42. Lebensjahre erstmals öffentlich gelehrte geheime Philosophie des Menschen ist überall in seinen veröffentlichten Werken, wenn auch immer nur bruchstückweise, dargestellt. Sein ganzes Lebenswerk hat ja durchaus fragmentarischen Charakter.

Immerhin ist es beachtenswert und lässt einen aufmerken, wenn man die Bestätigung in den Händen hat, dass vor 140 Jahren ein Professor zu Luzern seine Studenten eine „geheime Philosophie“ gelehrt hat.

Was aber mochte Troxler wohl veranlassen, diejenige Philosophie, die er zu vertreten hatte, eine „geheime“ zu nennen? Ein anderer Ausspruch Troxlers und ein Wort Rudolf Steiners können uns hier weiter führen. Troxler spricht öfter davon,

*) Die Aphorismen I. P. V. Troxlers, die in früheren Nummern des Goetheanums erschienen sind und in späteren noch folgen werden, sind uns in dieser Auswahl und Zusammenstellung von Willi Aeppli zur Verfügung gestellt worden. Sie entstammen dem bisher unveröffentlichten Nachlass, um den sich der bedeutende Troxler-Forscher sehr verdient gemacht hat; ebenso wie die von ihm herausgegebene und eingeleitete, schier unerschöpfliche Sammlung, die in seinem prächtigen Buche „Troxler-Fragmente“ (Drei-Linden-Verlag, St. Gallen) seit mehreren Jahren vorliegt.

Dadurch ist der grosse Denker, der in seinem Vaterlande fast vergessen war, obschon Rudolf Steiner so dringlich auf ihn hingewiesen hatte, in den Mittelpunkt eines umfassenden Interesses gerückt.

Albert Steffen

dass die zukünftige Philosophie auf das „menschliche Urverhältnis“ aufgebaut sein muss, und er betrachtet seine Philosophie als einen Versuch in diesem Sinne. Über die Bedeutung des Wortes Urverhältnis äussert sich Rudolf Steiner in seinem Vortrage vom 8. 12. 1916 in Basel:

„Urverhältnis nennt Troxler jenes Verhältnis, das heute auf dem fortgeschrittenen Felde der Geisteswissenschaft in der imaginativen, in der intuitiven und in der inspirativen Erkenntnis sich darlebt.“

Ein solches Wort ist ein Schlüssel zum Verständnis Troxlerischen Erkenntnisstrebens. Die entscheidende Frage, die er sich selbst und seinen philosophierenden Zeitgenossen stellt, ist ja diese:

„Mit welchem Organ philosophiert Ihr denn?“

Nicht mehr wichtig ist ihm irgend ein philosophisches System und wäre es auch noch so grandios und in sich geschlossen, wichtig wird ihm die Frage nach Art und Qualität der entwickelten und angewandten Erkenntniskräfte. Troxler spürt in sich selbst neue Erkenntniskräfte regsam, von denen er weiss, dass sie, zu voller Stärke und Entfaltung gelangt, die Schranken aller bisherigen Erkenntnisse durchbrechen müssten. Ein solches Erspüren lässt ihn z. B. sagen:

„Der Horizont der Philosophie muss erweitert werden. In den verborgenen Tiefen und Weiten der Menschennatur, die ins Jenseits hinübergehen, sind grössere und wichtigere Entdeckungen zu machen, als in Himmels- und Erdkunde oder äusseren Ethnologie und Raçologie; aber auch nur mit bewaffnetem Geistesauge, d. h. mystischer Philosophie und Ideologie.“

„Ich will die Fortdauer der Inspiration nicht nur für gewisse Jahrhunderte und Menschenklassen.“

Gerade in Hinblick auf Troxler und sein Streben über die „Abstraktions- und Reflektionsphilosophie“ sich zu erheben, sagt Rudolf Steiner:

„... Und so kommt es, dass gerade aus den gedankenvollsten philosophischen Zeiten heraus einzelne Denker und philosophische Forscher instinktiv wussten, dass im Menschen ein neues Organ werden will. Die Gedanken geistvoller Forscher wandten sich ihm zu.“

Weil Troxler spürt, dass dieses verborgene, geheime Organ, durch das die Geheimnisse der Welt neu offenbar werden sollten, anfängt in ihm sich zu regen, gibt er dem, was er öffentlich zu sagen hat, den Namen „Geheime Philosophie“. Wir haben allen Grund anzunehmen, dass er nicht bei der blossen vagen Sehnsucht nach diesem neuen Organ stehen geblieben ist, anders wäre sein ganzes Lebenswerk nicht möglich gewesen und solche Worte, von ihm ausgesprochen, hätten keinen Sinn:

„Das Mittel, inspiriert zu werden, ist, sich ausser sich zu setzen, indem man sein Bewusstsein überwindet, nicht bloss die Fassung verliert.“

„Der Tod im Leben — inneres Leben, höchstes, wachstes Bewusstsein, *Begeisterung*, der Körper fällt ab. Der „Leib“ tritt vor mit der Seele; geistig potenziert.“

Troxler lässt uns hier einen Blick tun in sein Inneres und auf seinen Weg, den er als Philosoph ging. Wir verstehen, warum er seine Philosophie auch „Meditationsphilosophie“ und „Offenbarungsphilosophie“ nannte. Dass er sie aber auch noch „Christliche Philosophie“ nannte, ist besonders wichtig. Die Frage, worin denn das „Christliche“ in der Philosophie Troxlers bestand, drängt sich auf und verlangt eine Beantwortung.

Der grosse Fortschritt, welcher mit der jüngeren Steinzeit erreicht worden ist, entstand durch die immer grösser werdende Fähigkeit, die Kräfte der rhythmischen Organisation des Menschen auf die handwerkliche Praxis anzuwenden. In diesem Sinne kann in der handwerklichen Praxis der jüngeren Steinzeit eine höhere Leistung gesehen werden als in der Eiszeitkunst. Es haben sich jene Kräfte in die gesteigerte handwerkliche Praxis hineinverwandelt. (Schluss folgt)

I. P. V. Troxlers „Christliche Philosophie“

Willi Aeppli

Troxler nennt seine geheime Philosophie oft auch eine christliche. In einem Briefe an seinen Freund Eduard Münch schreibt er von seiner „Metaphysik oder Naturlehre des menschlichen Erkennens“:

„Es ist eine ganz eigentümliche Begründung der Philosophie — in der menschlichen Gemütsiefe und daher eine Art Evangelium der Freiheit und rein christlich.“

Worin das „Christliche“ in diesem Buche besteht, ist gewiss keinem an der Oberfläche haftenden Leser ersichtlich, denn es ist keinesfalls aus dem inhaltlich Gegebenen unmittelbar abzulesen. Alle Fragen, die das Christliche im gebräuchlichen Sinne betreffen, werden nur berührt. Es muss also dieses Christliche, so wie es Troxler versteht, tiefer und verborgener liegen, als dass es mit den Mitteln der Dogmatik fassbar wäre. Es liegt in Troxlers Versuch, dem Denken eine neue Qualität zu geben. Er untersucht das heutige menschliche Denken, seiner Qualität nach, und die damit verbundene menschliche Vernunft. Das Resultat dieser Untersuchungen fasst Troxler u. a. in diese Worte, sofern damit die eine Seite der menschlichen Vernunft charakterisiert werden soll.

„Noch immer vermögen nur wenige einzusehen, dass sie mit ihrer Vernunft und Natur ganz auf *heidnischem* Boden stehen, und dass Christus einen ganz neuen Teil der menschlichen Natur oder vielmehr diese selbst offenbart hat.“

Zu dieser einen wichtigen Erkenntnis über den noch vorchristlichen Charakter des vernünftigen Denkens und der damit ausgedachten Philosophien fügte sich für Troxler noch eine andere von grösster Wichtigkeit hinzu. Er wusste um ein weiteres tiefes Geheimnis menschlicher Entwicklung. Er erkannte und sprach es aus, dass die menschliche Denkkraft überhaupt nicht mehr sich selbst sei, vielmehr abgeirrt und einem fremden aussermenschlichen Einfluss unterlegen war. Er nennt diesen Eindringling in das Element menschlicher Denkkraft bei seinem Namen: Luzifer. Luzifer ist nach Troxlers Worten der Usurpator, der widerrechtlich seinen Thron aufgeschlagen hat im Reiche menschlicher Intelligenz.

Rudolf Steiner weist auf diese hier erwähnte Tatsache hin in seinem Münchner Vortrage vom 9. Januar 1912, und zwar in einem Zusammenhange, der ein besonders helles Licht wirft auf Troxlers Bemühung, eine christliche Philosophie zu begründen. Er führt nämlich dort aus, wie die Menschen gar nicht in der Lage sind mit ihren Vernunftkräften solche Tatsachen wie die Taufe im Jordan oder die Auferstehung des Christus zu begreifen. Deshalb nicht, weil das vernünftige Denken durchsetzt ist von luziferischen Kräften. Die Menschen werden denn auch, heisst es weiter, wenn sie nur diese luziferisch durchsetzte Vernunft walten lassen, den Antichrist auf ihren Schild erheben und ihn genialer finden als Christus selbst. Dann kommt Rudolf Steiner auf Troxler zu sprechen, dessen Einsicht in diese Zusammenhänge er mit folgenden Worten kennzeichnet:

„Ein sehr bedeutender deutscher Theosoph hat schon in den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts gesagt, man könne es sehen, wie immer mehr und mehr sich die Menschenvernunft durchsetzt mit dem luziferischen Prinzip. Troxler ist es gewesen. Er hat gesagt, ganz luziferisch sei die menschliche Vernunft in alle dem, was sie begreifen will. Es ist im allgemeinen schwer, gerade auf die tieferen theosophischen Weistümer hinzuweisen.“

Folgen wir weiter Troxlers Gedankengängen: Das menschliche Denken muss, soweit es noch vorchristlich ist, weitergeführt und, soweit es luziferisch getrübt, gereinigt werden. Der rechte philosophische Erkenntnisweg nimmt seinen Ausgang von einem Reinigungsprozess des Denkens. Indem das Denken durch Willenskraft (Meditationsphilosophie) seinen luziferischen Charakter verliert und weitergeführt wird, entwickelt sich ein neues, höheres Erkenntnisorgan. Es repräsentiert die höhere Natur des Menschen. Diese ist die Christuskraft, die leib- und wesenhaft im Menschen lebt. Der Aufschwung zum wahrhaft philosophischen Denken in diesem Sinne ist — wir folgen Troxlers Worten — der Erlösungsakt auf dem Gebiete der Intelligenz.

Aus den Troxler-Fragmenten, die ich im „Goetheanum“ unter dem zusammenfassenden Titel „Christologie“ veröffentlicht habe, findet sich eine ganze Anzahl, die das hier Ausgeführte, jedes auf neue Art, bestätigen*).

Diese gewiss sehr aphoristische Darstellung über das „Christliche“ bei Troxler möge noch mit zwei besonders aufschlussreichen Äusserungen des „christlichen“ Philosophen beschlossen werden.

„Der individuellste Mensch und die universellste Menschheit sind eins — Christus.“ „Das Universellste ist das Individuellste. Jesus Christus ist das individuelle Zentrum.“

„In jedem Menschen kann eine übernatürliche Natur, die in seinem gewöhnlichen Zustande latent ist, potent werden. Der Mensch ist Heid, solange diese höhere Natur latent ist, wird Christ, wenn sie in ihm potent wird. In jedem Juden und Heiden ist ein Christ verborgen.“

Der Mensch wird erst dann ein Christ, wenn diese höhere Natur, die das neue höhere Erkenntnisorgan selbst darstellt, in ihm lebendig geworden ist.

*) Siehe auch: I. P. V. Troxler, Fragmente. Erstveröffentlichung aus seinem Nachlass. Herausgegeben von Willi Aeppli, Dreilinden-Verlag A.G., St. Gallen 2.

Otto Brühlmann: „Eine bedeutsame Gegenüberstellung der physikalischen Lehren vom Schall und vom Licht“

(Privatdruck zur Eingabe an wissenschaftliche Institutionen, Kreuzlingen 1941)

Schriften wie die vorliegende sind bemerkenswert als Symptome der Stimmung, welche die moderne Naturwissenschaft im Menschen auslöst. Diese Stimmung geht aus der Enttäuschung hervor, die der Mensch erfährt, wenn er sich mit Naturwissenschaft in der Hoffnung beschäftigt, durch sie weltanschaulich befriedigt zu werden.

Der durchgeschulte Wissenschaftler selbst ist davor keineswegs bewahrt. Fast jeder der führenden Männer der Wissenschaft (z. B. Edington, Carrel, Whitehead) ist menschlich und ehrlich genug, um das Unbefriedigende in der Erkenntnissituation seiner eigenen Wissenschaft als eine schwere Tragik zu empfinden und dies auch unverhohlen auszusprechen. Auch er wünscht eine Bestimmung der Erkenntnisgrenzen seines Arbeitsgebietes. Da der Philosoph, weil er z. B. kein geschulter Physiker ist, ihn hierbei im Stich lassen muss, so versucht der Naturwissenschaftler zu einer Selbstkritik zu gelangen. Dabei sollte man ihn nicht stören.

die Sommertage länger. Auf Seite 37 werden dieselben Sonnenwege wieder aufgezeichnet. Diesmal so, dass der Beobachter nach Süden hinblickt, so dass er Westen zur Rechten, Osten zur Linken hat. Solche Darstellung lässt erkennen, dass die Kulmination der Sonne im Juni ein Maximum, im Dezember ein Minimum, am 21. März und am 23. September eine mittlere Höhe erreicht. Ein weiteres Bild stellt auf Seite 21 einen Schnitt durch die Himmelskugel dar, der durch Süd-, Nord- und Zenitpunkt hindurchgeht. Er zeigt die Kulminationen zu verschiedenen Zeiten. Endlich zeigt die Zeichnung auf Seite 18 für die kleinen Bögen das Manko, das sie zu Halbkreisen ergänzt, für die grossen den Überschuss, der abgezogen werden muss, um Halbkreise zu erhalten. Von zahlreichen ähnlichen Betrachtungen ist hier ein Beispiel ausgewählt. Sie sollen Verständnis für den Kalender erwecken, den so viele Menschen als eine ihnen von den Astronomen dargereichte Gabe hinnehmen, ohne die Grundlagen zu kennen, denen er seine Entstehung verdankt. Wo aber eine Errungenschaft nutzbar gemacht wird, besteht die Verpflichtung, sie nach Möglichkeit erkenntnismässig zu erfassen. Auch dem Kalender gegenüber gilt diese Forderung. Dabei können die Kaiser'schen Werke begleitend sein. Denn das Auffinden der im Kalender niedergelegten Daten beruht auf eben jenen Vorstellungen, die Kaiser seinen Lesern nahe zu bringen versucht. Die geometrische Erfassung der Sternenbahnen genügt allerdings nicht zum vollen Begreifen der Bedeutung der Gestirne für den Menschen. Kaiser ist sich, wie aus den eingangs erwähnten und anderen Zitaten hervorgeht, dessen vollkommen bewusst. So wenig sich der Mensch damit begnügen darf, seine Stellung in Familie, Volk und Rasse zu präzisieren, so wenig vermag ihn die Kenntnis der Sternenbahnen und der Konstellationen allein zu befriedigen. Hinter dem, was den Sinnen von den Sternen zugänglich ist, steht all das Ungeheure, das in den Schriften von Dr. Rudolf Steiner niedergelegt ist und das nicht kennen lernen zu wollen eine der schlimmsten Unterlassungssünden darstellt, deren sich der heutige Mensch schuldig machen könnte. Kaisers Schriften — es handelt sich um zahlreiche grössere und kleinere Werke mit vielen Zeichnungen — weisen wiederholt auf Rudolf Steiners Werke hin.

Dr. A. Usteri

Wesensglieder des Menschen

Erstveröffentlichung aus dem Nachlass durch W. Aeppli

I. P. V. Troxler

Im Gemüt sieht sich der Mensch als Geist und fühlt sich als Herz.

*

Der Arzt wohnt im Gemüte.

*

Das Gemüt ist eine geheimnisvolle, wunderbare Wesenheit, man könnte sagen, die menschliche Natur sei in ihrem Ansichte eigentlich lauter Gemüt. Es ist die allumfassende Einheit, und zwar in zweifacher Richtung und doppelter Bewegung. Der Gegensatz und Widerstreit von Geist und Körper, wie von Seel und Leib vermittelnd, zeigt uns seine absolute, individuelle Einheit, wie Identität mit Dualismus, mit Triplizität und Quadruplizität, also mit den Stammwurzeln des ganzen Zahlensystems bestehen kann. Demnach liegt auch das Urschema alles Lebens und all seiner Entwicklung in dem Verhältnis des Gemütes zu den vier Natursphären, und demzufolge müssen in dem menschlichen Wesen fünf Lebenskreise angenommen werden, die aber durchaus eine wahrhaft in-

dividuelle Einheit bilden, und in jedem seiner Teilganzen gleichsam unendlich teilbar sich wiederholen und zurückkehren.

*

Es kann das vegetabilische Leben oder die organische Tätigkeit, welche der Bildung des ganzen Körpers vorsteht, ebensowenig aus äusseren mechanischen oder chemischen Naturkräften, als aus der Seele und ihren Vermögen erklärt werden.

*

Es muss also der Grund der Organisation oder der natürlichen zweckmässigen Verarbeitung und Bildung der Materie in ein ganz anderes Prinzip als dasjenige, welches sich uns als Seele offenbart, gesetzt werden. Vielmehr in eine leibliche Kraft, oder in dasjenige, was wir schlechthin Leib nennen wollen. Es ist dieser Leib ein Analogon der Seele, insofern er als ein inneres Prinzip einer Reihe von Verrichtungen vorsteht, aber eben diese Reihe von Verrichtungen hat eine ganz andere Art von Richtung und Bewegung, als die Seele, nämlich eine der Materie zugewandte, wie die Seele dagegen eine, die sich auf das Geistige bezieht.

*

Der menschliche Körper und sein Grund ist nun aber mit diesem Prinzip nicht zu verwechseln, da sich jener zu diesem eigentlich wie ein Organisiertes zu einem Organisierenden verhält, und der Körper überhaupt eben sowohl ein Organ der Seele, als des Leibes ist, beiden dient, von beiden abhängig und bedingt ist und auf beide zurückwirkt.

*

Wir bemerken nun, dass der menschliche Körper verschiedene Materien, die man Lebensmittel, Nahrungsstoffe, nennt, aufnimmt; dass diese verdaut, seinem eigenen Teile verähnlicht, oder als zu diesem Zwecke untauglich, abgesondert und hinausgestossen werden, dass endlich vom Körper selbst das Überflüssige und Schädliche ausgeschieden und die abgegangenen Teile in ihm wieder ersetzt werden. Dies alles geschieht durch die leibliche Kraft, durch die Vegetation oder das Produktions-Vermögen.

Goetheanum Dornach

Künstlerische Veranstaltungen im Saal der Schreinerei

Sonntag, 19. Oktober, 10 Uhr: Danton und Robespierre, Tragödie von Robert Hamerling, 1. und 2. Akt (Ende gegen 13 Uhr).
14 Uhr 30: 3., 4. und 5. Akt (Ende zirka 20 Uhr 30).

Mittwoch, 22. Oktober, 20 Uhr: Eurythmie.

Sonntag, 26. Oktober, 16 Uhr 30: Eurythmie.

Mitteilung!

Wir machen auf die am **Samstag**, den 25. Oktober, 20 Uhr stattfindenden künstlerischen Veranstaltungen aufmerksam:

I. Eurythmie

Aus dem ägyptischen Totenbuch

II. Dramatische Darbietungen

Vorspiel aus „Fahrt ins andere Land“ von Albert Steffen

Fremder Besuch in der alt-ägyptischen Abteilung von Albert Steffen.

*

Baubesichtigung mit Führung: Sonntags 14 Uhr 30 bis 16 Uhr (Werktags auf besonderen Wunsch).

Herausgeber: Allgemeine Anthroposophische Gesellschaft, Dornach.

Abonnements: jährlich bei Vorauszahlung Fr. 18.—, vierteljährlich Fr. 5.—, Einzelnummer 40 Cts. — Erscheint jeden Samstag.

Auslands-Jahresabonnement: Finnland, Frankreich, Italien und Balkanstaaten Fr. 18.—; Amerika, England, Holland, Norwegen, Schweden und die übrigen Länder Fr. 22.—.

loren, selbst dann, wenn die Restaurierung unbestreitbar gut ist.

Nun treten aber im Bilde Pausen auf, auch ohne dass die Zeit oder das Schicksal zerstörend eingegriffen haben. Die Zwischenräume auf ostasiatischen Landschaftsbildern, das Gold der frühmittelalterlichen Tafeln, das tiefe Braun Rembrandts und die zwischen den Dingen farbig schimmernde Atmosphäre der französischen Impressionisten sind Pausen, die in einem früheren Aufsatz (Goetheanum 1936, Nr. 39) schon behandelt wurden. Verfolgen wir den Weg dieser Entwicklung, so bemerken wir eine zunehmende Bedeutung des Zwischenraumes, die vom entsprechenden Zurücktreten des eigentlichen Bildthemas begleitet wird. Man hat diese Erscheinung als einen Vorgang der Abstraktion aufgefasst und in der Literatur vielfach besprochen. In Wahrheit aber handelt es sich um das Auftauchen einer neuen Realität.

Welcher Art ist diese Realität? Rein äusserlich offenbart sie sich in dem Weg vom Weiss der chinesischen Seide über Gold und Braun zu den farbigen Schatten der Impressionisten, in denen zum ersten Male Farbe auftritt, die nicht am Gegenstand haftet. Man könnte denken, dieser Vorgang verdanke seine Entstehung irgendwelchen künstlerischen Erwägungen. Das Gegenteil ist der Fall: die zunehmende Sensibilisierung des Auges lässt die Maler die Farbennatur der Schatten erkennen. Die Entwicklung der menschlichen Sinnennatur, die die alte Götterwelt vor der sinnlichen Erscheinung verblissen liess, führt also in den frei schwebenden Farben wieder zur ersten Erfassung eines nicht nur sinnlichen Elementes, weil die Farben auch sittlicher Natur sind. Wir stehen also vor einer neuen, noch unbewussten Wiederanknüpfung an die Geisteswelt, die legitimer Natur ist, weil sie sich aus den zeitgemässen Kräften der Menschennatur vollzieht. Diese Wiederanknüpfung erfolgt malerisch betrachtet in der Pause des Bildes. Sie war unbewusst, ist aber leicht durch eine einfache Überlegung ins Bewusstsein zu heben.

Für die Griechen z. B. war die Natur nicht so geist-entblösst, wie sie für unser hochentwickeltes Auge ist. Zu dem gesehenen Bilde der Quelle fügte die künstlerische Phantasie *unwillkürlich* das Bild der Nympe hinzu. Diese früher vorhandene Fähigkeit ist uns Heutigen verloren gegangen; die Entwicklung des Intellekts, die mit der Hinwendung zum rein Sinnenfälligen verbunden war, verwandelte unsere Stellung zur Natur. Wir sehen den Baum, die Wolken, die Mineralien geistentblösst und unser Intellekt kombiniert die verschiedenen Wahrnehmungen zu praktisch brauchbaren Vorstellungen, die unsere irdische Existenz ermöglichen. Dort aber, wo der Grieche noch das Bild der Götter zu jedem gesehenen Naturausschnitt hinzufügte, ist eine Leere entstanden, die als eine beunruhigende Pause die Welt des Sichtbaren umgibt. Beunruhigend ist sie, weil sie wie ein Vakuum nach Ausfüllung strebt, der Mensch aber im Zeitalter des Materialismus nichts zur Hand hat, womit er diese Pause ausfüllen könnte. Die freischwebenden Farben der Impressionisten sind ein erster Anfang. Wenn sie auch atmosphärische Erscheinungen sind, so darf man doch nicht übersehen, dass auch der Regenbogen zu diesen Erscheinungen gehört; und doch war er bei der Trennung der Götter und Menschen nach der Sintflut das Zeichen des fortbestehenden Bundes. Für uns Heutige aber können die Farben — das liegt in der Freiheit des Einzelnen — ein Weg zum Geiste sein, sie können uns lehren, die Pause, die alles Sichtbare umgibt, mit neuer Geisterkenntnis auszufüllen.

Innèrhalb dieser Betrachtungen aber bleibt uns die Frage zu beantworten, ob und wie der Maler seine entstehende Arbeit mit Pausen ausstatten kann. Er muss sich hüten, den Torso der sichtbaren Welt durch Symbole und Allegorien ergänzen, gewissermassen restaurieren zu wollen. Rudolf Steiner warnt hiervor, und die Erfahrung bestätigt ihn. Eine einfache Betrachtung des Malvorganges zeigt uns die Antwort.

Der Maler steht im weitesten Sinne vor der Natur. Voraussetzung für das Gelingen seiner Arbeit ist, dass er im Anblick der Natur den Intellekt mit seiner oben angedeuteten Kombinationsfähigkeit zum Schweigen bringt. Seine Wahrnehmung muss rein, d. h. wunschlos sein; er muss warten können, bis die Natur zu ihm zu sprechen beginnt. Ich möchte diese Wahrnehmung ein Sehen von vorne nach hinten nennen. Beginnt aber die Arbeit selbst, so muss der Maler sich umstellen, wenn anders etwas auf seiner Malfläche erscheinen soll; er muss von hinten nach vorne sehen, d. h. seine eigene Vorstellung verwirklichen. Dieser Augenblick der Umschaltung — ob er kurz oder lang ist, ist nicht entscheidend — ist die Pause, in welcher die schöpferische Phantasie in freier Imagination auf die reine Wahrnehmung der torsohaften Natur antwortet und so dem sinnlichen das sittliche Element hinzufügt.

Die Frage, ob es ratsam ist, auch neue Werke als Torso zu bilden, um der Phantasie Entfaltungsmöglichkeit zu bieten, ist also nicht richtig gestellt. Die Aufmerksamkeit muss auf den Torsocharakter alles Sichtbaren gelenkt werden, weil sich aus ihm ergibt, dass die Pause eine Aufgabe des Künstlers, nicht seines Werkes ist. Lernt dieser übungsweise sich der Natur gegenüber so zu verhalten, wie er sich ohne weiteres jedem antiken Torso gegenüber verhält, d. h. lernt er auch bei der Natur das Fehlende durch schöpferische, d. h. moralische Phantasie zu ergänzen, so wird es seinen Werken nicht fehlen, die Einbildungskraft des Betrachters aus der unbedingten Tätigkeit des Alltags in das Reich der Phantasie zu erheben. Diese mag dann unbesorgt ihre Flügel entfalten; wenn das Grundsätzliche richtig ist, können wir dem daraus Entsprechenden gelassenen Mutes vertrauen.

Vom Menschen

Erstveröffentlichung aus dem Nachlass durch W. Aepli

J. P. V. Troxler

Der Einfluss des Menschen auf die Erde ist ebenso gross, als der von ihr auf sie.

*

Die Rassen sind ihrem inneren Wesen nach die vier auseinander gelegten Temperamente, den vier Weltteilen oder Erdgegenden zugebildet.

*

Rasse ist uns nur die angeborene und fortgepflanzte Naturbestimmtheit der Menschen in Beziehung auf die Erde, gleichsam das Erdgepräg am Menschen.

Dieses Macht des Klimas an Seele und Leib nennen, oder als von aussen am Menschen hervorgerufene Form betrachten, ist so unrichtig, wie die Rassen als abnorme Gattungs-Verschiedenheiten oder -Ausartungen oder gar Folgewirkungen der Erbsünde betrachten.

*

Der Mensch ist gar zu sehr geneigt, sich der Erde unterworfen zu denken. Kehren wir diese Ansicht endlich um. Kopernikanismus.

*

Was hat das Licht, das allen Farben zu Grunde liegt, für eine Farbe? Schon die Pflanze stammt nicht aus der Erde, geschweige denn Mensch und Tier.

*

Die Entwicklungsgeschichte des Menschen geht parallel mit der des Menschen als Naturwesen.

*

Wenn der Mensch in der letzten Bildungsepoche der Erde erst auftrat, so geschah es wohl auch in dem Hochpunkt ihrer Schöpfung (Gipfelpunkt der Natur), der begeistertsten Region.

*

Der Mensch ist sein eigener höchster Gegenstand von Erkenntnis und Beherrschung. Obgleich er immer nur sich selbst empfindet, so lernt er sich doch später kennen, als viele Dinge ausser ihm, und obwohl alle Dinge, was sie ihm sind, nur durch ihn werden, so verliert er sich doch fast immer ausser sich.

*

Nur das Göttliche ist die Einheit in Allem und Jedem. Das Göttliche im Unorganischen (der Erde), im Pflanzenreich, im Tierreich, im Menschenreich, das Göttliche in Gott, die Einheit aller Einheiten.

Also ist die Ur- und Alleinheit nur in der Übernatur des Menschen zu finden.

Literarische Ueberschau

Himmel und Hölle der Fahrenden. Dichtungen der grossen Vaganten aller Zeiten und Länder. Gesammelt von Martin Löpeltmann (Paul Neff Verlag, Berlin).

„Was in diesem Buche steht, sind mit wenigen Ausnahmen besonderer Art Bekenntnisse und Beobachtungen, Geständnisse oder dichterische Bilder lyrischer wie epischer Art, die in den verschiedensten Ländern und Zeiten von Männern aufgezeichnet wurden, die nicht sesshaft waren oder zum wenigsten eine längere Zeit hindurch ein schweifendes Leben führten oder ihrer ganzen Naturanlage nach in qualvoller Enge von der unaufhörlichen Sehnsucht ins Weite gepeinigt wurden... Die grossen Künstler unter den Vaganten sind regelmässig wohlgeschulte Leute. Ihre Zahl ist im Ganzen genommen sehr gering, was insofern begrifflich ist, als nur wenige Gebildete sich dem Vagantentum rückhaltlos in die Arme werfen... Unter den Vaganten lassen sich, grob genommen, drei Spielarten unterscheiden: das sind zum ersten die geborenen Landstreicher, dann solche Fahrenden, die durch äusseren Zwang heimatlos gemacht und ins Ungewisse gedrängt werden, und solche, die zwar ihrer Anlage nach sehnsüchtig in die Ferne verlangen, aber durch äussere Hemmnisse daran gehindert werden, ihre Sehnsucht zu befriedigen. Dazwischen gibt es dann noch eine Reihe von Abstufungen. Um nur ein paar Namen zu nennen: geborene Vaganten sind etwa der Deutsche Archipoeta des Mittelalters oder der moderne Franzose Arthur Rimbaud. Vor der Gerechtigkeit der Sesshaften flüchtig geworden sind François Villon oder Grettir Asmundarson, die zu Verbrechern wurden. Verhinderte Vaganten sind dagegen etwa der deutsche Joseph von Eichendorff oder der Flame Charles de Coster.“ (Aus der Einführung.)

In elf Gruppen hat der gründliche Sammler und Kenner Dr. Martin Löpeltmann die Texte geordnet: Flucht aus der drückenden Enge, Zauber der Landschaft, Bei Wein und Kartenspiel, Evas lockende Töchter, Hinter Gittern und unterm Galgen, Selbstbesinnung, Minnesänger und fahrende Ritter, Fahrende Schüler und Pilgrime, Auf Kriegspfaden und rollender See, Allerlei fahrendes Volk, Gott und der Vagant. Beigefügt sind ausser den Quellenangaben sehr gute kurze Hinweise auf Leben und Wirken der Dichter, soweit bekannt.

Durch diese Poesie der Unsteten und Flüchtigen zieht ein eigenartiges gemeinsames Element, gleichgültig aus welcher Zeit und welchem Lande sie stammen. Gerade die Zusammenstellung auf engem Raum lässt diesen geheimen Grundton erkennen. Das Gemeinsame ist eine bestimmte Seelenhaltung, die man nach landläufigen Begriffen als mittelalterliche bezeichnen muss, auch wenn es sich um Menschen viel späterer Zeiten handelt. Ein unheilbarer Dualismus zerreisst die Welt, im Menschen als Leib und Seele auftretend, und durch die wildeste Weltlust zittert noch melancholische Angst, aus dem Heil zu fallen. Wie man des Grundes, auf dem man steht, als einer Selbstverständlichkeit kaum achtet, braucht dieser Untergrund der Seele nicht bewusst zu sein und war es wohl nur bei der Minderzahl dieser Vagantendichter. Aber ihre innere Unrast mag daraus in Bewegung gekommen sein. Die im bewusstseinsgeschichtlichen Sinne neuzeitliche Art der Heimatlosigkeit hat dann andere Formen auch der Poesie geschaffen.

Dr. Otto Fränkl-Lundborg

Eurythmie-Gastspiel

(Korr.) Die Eurythmie-Gruppe am Goetheanum Dornach bot im Schützenhaussaal Proben ihrer künstlerischen Tätigkeit. So einmalig und eigenwillig, wie der graue Betonbau des Goetheanums über den Höhen und Tiefen des Basler Juras steht, so eigenartig holt die Kunst der Eurythmie ihre Ausdrucksformen aus den Höhen und Tiefen des Seelenlebens. Diese Kunst, die Malerei, Musik und Poesie zu ihren ersten Dienerinnen macht, zeigt, wie ausdrucksfähig unser menschlicher Körper sein kann. Man sagt zwar, nichts sei nicht schon einmal dagewesen; aber wir müssen vielleicht an die Ausdruckskunst kultischer Tänze des Fernen Ostens denken, um Verwandtes zur Eurythmie Rudolf Steiners zu finden — lebt doch in diesen Künstlern mehr als die Kunst zur meisterhaften Wiedergabe. Dieses Eingehen, dieses zutiefste Ausfühlen feinsten Regungen der Seele, erregt und gestützt durch musikalischen Ausdruck, wirkt wie ein Glaubensbekenntnis. Darf man da von Besessenen sprechen, die besessen sind vom Drang nach Schönheit! Dann ist es die zarteste Form, in die man sein Inneres legen kann, um es den Mitmenschen zu offenbaren.

Was hat doch das tägliche Leben, der Kampf ums Brot und der Streit um den besten Platz aus unserm Körper gemacht! Er ist geworden wie eine Geige ohne Saiten oder wie ein Vogel ohne Flügel. Er kann sich nicht mehr wegheben von der grauen Erdrinde, weil die Schwerkraft grösser ist als alle aufwärts trachtenden Kräfte. Die Dornacher Eurythmie-Gruppe hat uns das gezeigt. Hier musste man für zwei kurze Stunden den Krieg und all sein Trostloses vergessen. So, wie dieser Krieg alles auf den Nenner der brutalen Macht nach aussen bringt, so war die dargebotene Kunst nach innen gerichtet, und auch alles sinnfällige Drum und Dran hat sich diesem Ziel untergeordnet.

Wer von den vielen Zuhörern etwa nur das äusserlich Sichtbare des Abends in sich aufgenommen hätte, dem würde die bedeutendere Hälfte entgangen sein. Für alle andern war das Gastspiel mehr als Spiel: es war die Offenbarung einer andern Welt — einer von vielen! Und dafür muss den Veranstalter ohne Rückhalt Dank und Anerkennung ausgesprochen werden.

„Glarner Nachrichten“, 7. Nov. 1941.

„Danton und Robespierre“ von Hamerling im Goetheanum

Robert Hamerling, der Österreicher, wurde kürzlich nach genau 70 Jahren am Goetheanum in Dornach uraufgeführt. Von seinem Revolutionsdrama „Danton und Robespierre“ war nur ein Akt in den siebziger Jahren gespielt worden. Obschon die Aufführung in Graz grossen Erfolg gehabt hatte, war es bei diesem einzigen Akt geblieben. Das ganze Drama, das Hamerling ungekürzt gespielt haben wollte, ist in seiner Breite und Weitschweifigkeit an einem Abend unaufführbar. Die Truppe des Goetheanums, unter der Leitung von Frau Marie Steiner, nahm sich der nicht leichten Aufgabe, die sie vor ganz neue Probleme und Aufgaben stellte, mit der ihr eigenen Hingabe und äussersten Gewissenhaftigkeit den Absichten des Dichters gegenüber, an. Die einen ganzen Tag füllende Aufführung entrollte vor der nicht erlahmenden Aufmerksamkeit der Zuschauer die heute so erschreckende Aktualität der Französischen Revolution und ihrer Spieler und Gegenspieler. Mit den geringen technischen Hilfsmitteln der „Schreinerei“-Bühne gelang es der grossen Zahl der Mitspielenden, hauptsächlich aber den vorzüglichen Darstellern der beiden Hauptrollen, zu beweisen, dass sie auch ganz anderen, verglichen mit ihrem sonstigen Repertoire, viel realistischeren Darstellungen gewachsen sind. So kam denn zum Ausdruck, was nach Nadler die zwei Gegensätze der Hamerlingschen Welt sind: das verlockende, schöne Draussen und das entsagende, bittere Drinnen.

„Der Bund“, 4. November 1941.

Goetheanum Dornach

Künstlerische Veranstaltungen im Saal der Schreinerei

Sonntag, den 23. November, 16 Uhr 30: Zum 150. Todestag Mozarts (5. Dezember), Rezitation aus der Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“ von Eduard Mörike, durch Werner Lippold. Kammermusik für Streichquartett von W. A. Mozart.

Sonntag, den 30. November, 16 Uhr 30: Eurythmie. Advents-Programm.

Sonntag, den 7. Dezember, 16 Uhr 30: Weihnachtsspiele aus altem Volkstum. Das Paradeis-Spiel, das Christgeburt-Spiel.

*

Baubesichtigung mit Führung: Sonntags von 14.30—16 Uhr (Werktags auf besonderen Wunsch).

Herausgeber: Allgemeine Anthroposophische Gesellschaft, Dornach.

Abonnements: jährlich bei Vorauszahlung Fr. 18.—, vierteljährlich Fr. 5.—, Einzelnummer 40 Cts. — Erscheint jeden Samstag.
Auslands-Jahresabonnement: Finnland, Frankreich, Italien und Balkanstaaten Fr. 18.—; Amerika, England, Holland, Norwegen, Schweden und die übrigen Länder Fr. 22.—.

und Nachprüfung der Daten und geschichtlichen Unterlagen bin ich insbesondere den Herren Guenther Schubert, C. S. Picht, Herrn und Frau Hans Schmidt und Herrn Werner Teichert dankbar.

Die Abbildungen wurden mit gütiger Erlaubnis von Frau Marie Steiner nach den Aufnahmen von O. & C. Rietmann, St. Gallen, Heydebrand-Osthoff und E. Gmelin, Dornach, eingefügt.

Goethe und Troxler

Willi Aeppli

I.

Troxler studierte in den Jahren 1800—1803 Medizin und Philosophie an der Universität Jena, „unweit dem damals noch von dem Olympier bewohnten Musensitze Weimar“. Es liegen keine Zeugnisse darüber vor, dass sich Goethe und Troxler gesehen oder gar gesprochen hätten. Letzteres wäre auch erstaunlich gewesen, wenn man bedenkt, dass Troxler als kaum zwanzigjähriger, völlig unbekannter, mit keinen Empfehlungsbriefen versehener Student von Luzern nach Jena gezogen ist. Aber zwei Fragen sind in diesem Zusammenhange erlaubt und verdienen eine Beantwortung. Die eine lautet: Was bedeutete Goethe und dessen Schaffen als Künstler und Forscher für den schweizerischen Philosophen? Und die andere: Hat Goethe vom Leben und Schaffen Troxlers Notiz genommen; hat er dessen Erstlingswerke gelesen und sich darüber geäussert?

Versuchen wir eine Antwort zu finden auf die erste Frage. Da wäre zunächst zu sagen, dass für Troxler — so will es wenigstens oft erscheinen — Goethes Werk von grösserer Bedeutung gewesen ist als das Werk Hegels. Zu Hegel gerät Troxler in immer grösseren Widerspruch; was ihn aber mit Goethe von Anfang an verbindet, vertieft sich von Jahr zu Jahr. Er sucht bei Goethe — und glaubt sie auch oft zu finden — die Bestätigung dafür, dass er mit seinem philosophischen Forschen auf dem rechten Wege ist. Für Troxler, der doch gegenüber Hegel, Schelling, und anderen Philosophen seine Selbständigkeit in einer Weise betonte, die ihm den Vorwurf der Originalitätssucht eingebracht hat, ist Goethe weitgehend Mass-Stab, mit dem er den Wert seines eigenen Schaffens zu messen versucht. Bei Goethe betont er bei jeder Gelegenheit das Gemeinsame, das Übereinstimmende, bei Hegel stellt er das Gegensätzliche kräftig heraus. In so vielem, was Goethe als Künstler geschaffen hat, sieht Troxler den dichterischen Ausdruck seines eigenen Ringens um Erkenntnis als Philosoph und Anthropolog.

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt es nie erblicken:
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Dieses Goethewort — Troxler zitiert es in der „Logik“, in der „Metaphysik“ und in den „Bernervorlesungen“ — ist ein besonders eindruckliches Beispiel für das Gesagte. Goethe, für Troxler ein herrliches Beispiel dafür, dass die grössten Poeten stets auch die grössten Sophen sind, hat mit diesem Vierzeiler eine Gesetzmässigkeit ausgedrückt, die der Philosoph, seinem eigenen Erkenntniswege folgend, ebenfalls entdeckt hat. Sie lautet in seine Sprache übersetzt: „Gleiches kann nur von Gleichem erkannt und bestimmt werden... dies ist die Urordnung und das Grundgesetz des Erkennens“. Durch meine Sinnesorgane kann ich nur Sinnliches wahrnehmen, durch meine Vernunft nur Vernünftiges bestimmen. Um aber das Übersinnliche wahrnehmen zu können, muss ich das übersinnliche Wahrnehmungsorgan in mir beleben („des Gottes eigne Kraft“), das durch die übersinnliche Welt in mich hinein versenkt worden ist. Dann wird das Göttliche ausser mir, mich nicht nur entzücken, sondern ich komme

dazu, es in seinen Urkräften wahrzunehmen. Ich dringe mit seiner Hilfe in das Innere der Natur. Von hier aus gesehen, sagt Troxler in seiner Metaphysik, verliert das kleine Wort unseres grossen Naturforschers Haller: „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist“ allen Sinn. Ein grösseres tritt an seine Stelle, das lautet:

„Ins Innere der Natur dringt nur der innere Geist.“

In diesem Sinne ist für Troxler Goethes Gedicht der königlich-dichterische Ausdruck für das, was er selbst als das Grundgesetz alles Erkennens erkannt hat. Ähnliche Erwähnungen der „Übereinstimmung“ mit Goethe finden sich ganz besonders in seiner Logik, auf die ich mich denn auch in meinen weiteren Ausführungen beschränken möchte. In diesem Werk zitiert Troxler z. B. das Goethewort:

„In der Beschränkung zeigt sich der Meister,
Und das Gesetz nur kann die Freiheit geben.“

weil er auch in ihm seine eigenen Erkenntnisse wiedergespiegelt sieht. Bei Troxler aber finden wir diesen Wortlaut:

„Nur durch Beschränkung einer der entgegengesetzten Kräfte durch die andere wird die *Urkraft* frei; das ist das Gesetz der Welt, des Lebens und des Geistes.“

„Freiheit ist mit Gesetz und Glaube so verträglich, wie Vernunft mit Glaube und Lehre.“

Ein anderes Beispiel. In „Kunst und Altertum“, Band I, äusserte sich Goethe über den Ausdruck Gemüt und schliesst seine Betrachtung darüber folgendermassen:

„In diesem Sinne schreiben wir einem Künstler, einem Kunstwerk Gemüt zu — und in diesem Sinne war griechische Kunst höchst gemütvoll.“

Troxler, wiederum hocheifrig, in Goethes Anschauungsweise nicht nur keinen Widerspruch zu der seinigen, sondern eine Bekräftigung seines Philosophierens zu sehen, zitiert dieses Wort Goethes und bemerkt dazu:

„Aus diesen und ähnlichen Betrachtungen über das Gemüt müsste sich denn am Ende wohl auch ergeben, dass die höchste und vollendetste Philosophie keine andere als *Gemütsphilosophie* sein könnte.“

In dem Kapitel über die „Denkgesetze“ finden wir gar einen Passus wie diesen: Goethe sagt in seiner Optik „Die Farben sind Taten des Lichtes, Taten und Leiden“. Aber das, was wir die Denkgesetze nennen, das sind auch Taten und Leiden, es sind nämlich die Taten und Leiden des denkenden Geistes.

Eine sehr interessante Parallele, auf die Troxler den Leser aufmerksam macht, indem er sagen will: So wie durch das Zusammentreffen, durch das Ineinanderverwobenwerden des äusseren Sonnenlichtes — dieser sinnenfälligen Form des Geisteslichtes — mit der Finsternis, die Mannigfaltigkeit der Farben entsteht, so entsteht die Farbigkeit, d. h. die Mannigfaltigkeit der Denkgesetze, durch das Zusammentreffen und Ineinanderverwobensein des reinsten göttlichen Weisheitslichtes mit der irdischen und dunklen Unweisheit.

Interessant ist auch, dass Troxler als Motto zu dem eben erwähnten Kapitel „Zur Geschichte und Lehre der sogenannten Kategorien, Geistesformen und Denkgesetze“ einen Abschnitt aus der Farbenlehre Goethes hingesetzt hat. Es ist eine Stelle, in der Goethe sich über die Farben- und Lichttheorie Newtons in folgender Weise äussert:

„Wir finden jenes achte Wunder der Welt schon als ein verlassener, einsturzdrohendes Altertum, und beginnen sogleich vom Giebel und Dach herab es ohne weitere Umstände abzutragen, damit die Sonne doch endlich einmal in das alte Ratten- und Eulennest hineinscheine und dem Auge des verwunderten Wanderers offenbare jene labyrinthisch zusammenhängende Bauart...“

So wie die Licht- und Farbenlehre Newtons dem Einsturze nahe ist, so sind es nach Troxler auch die historischen philosophischen Systeme. Sie haben sich überlebt. Was Goethe auf dem Gebiete der Farbenlehre getan hat, das im Gebiete der Denklehre zu tun, ist die Aufgabe der kommenden Philosophen. —

Noch von einer andern Seite aus wollen wir versuchen, dem hier in Frage Stehenden näher zu kommen. Es muss auffallen, wie oft Troxler in seinen Werken und in seinen Fragmenten das Verhältnis der Philosophie zur Poesie darzustellen versucht, und wie er nicht müde wird, auf ihren gemeinsamen Ursprung hinzuweisen. Wir stossen hier auf eine sehr wichtige Erkenntnistatsache der Troxlerschen Gemütsphilosophie. Aus dem Gemüt, diesem erhabenen Ausdruck des Menschen, quillt eine schöpferische Kraft; das ist die wahre Phantasie. Sie ist die gemeinsame und ursprüngliche Kraft, die aller Poesie und aller Philosophie zugrunde liegt. Diese ursprüngliche Phantasiekraft ist göttlicher Natur und Beweis für den göttlichen Ursprung des Menschen. Die Schöpferkraft Gottes ist die Phantasie.

„Die Phantasie ist das Chaos, aus dem der Mensch allen Stoff und alle Form hernimmt, gleichsam das höchst reale Nichts, aus dem Gott die Welt erschaffen.“

Weshalb denn auch „die göttlichsten der Menschen von jeher und überall die grössten Sophen und Poeten in Einer Person waren, und als solche schöpferisch, da Dichten und Denken die in sich zerfallene Schöpferkraft des Geistes ist“.

Als Beispiel dieser „göttlichsten der Menschen“ nennt Troxler in seiner Logik Plato und Shakespeare, Lessing und Goethe. Es gibt für Troxler keinen echten Denker, der nicht auch Dichter ist und keinen wahren Dichter, der nicht Denker ist. Der Dicht- und Denkkraft gemeinsamer Ursprung aber ist das Gemüt. Darum die höchstmögliche Philosophie: die Gemütsphilosophie. Im „Geistigen Schauen“, als dem höchsten Ausdruck des Gemütes, werden Denken und Dichten auf einer höheren Stufe wieder vereint.

„Mit den Hebeln und Winden der Abstraktion wird auf diesen Höhen nichts mehr gerichtet, und über das, was man als Poesie, Philosophie voneinander geschieden hat, liegt der Sinn für das Übersinnliche, wie das Meer als Ursprung und Abgrund der Gewässer.“ (Fortsetzung folgt)

Gräber und Totenkulte der jüngeren Steinzeit*)

Ernst Uehli

Die grossen Grabbauten, welche während der jüngeren Steinzeit in den nordwestlichen Gebieten von Europa besonders häufig errichtet worden sind, die sog. Dolmengräber, die Ganggräber usw., und bis in die Bronzezeit hinein ihre Fortsetzung gefunden haben, legen nahe, dass man in jener Zeit ein völlig anderes Verhältnis zu den Toten und zum Tod gehabt hat. Über weite Gebiete der Erde hin bestand überall, wo sich die Anfänge menschlicher Kultur zu bilden begonnen hatten, die Gepflogenheit, für die Toten, besonders für solche, die im Leben eine bestimmte Stellung eingenommen hatten, mit dem Grabbau eine Dauerwohnung zu schaffen, während die Wohnungen der Lebenden aus recht vergänglichem und leicht zerstörbarem Material errichtet worden sind. Eine grosse Zahl megalithischer Grabbauten hat sich bis in die Gegenwart erhalten, von den Wohnbauten jener Zeit aber nur wenige und kümmerliche Reste.

In Ägypten stehen heute noch, wenn auch als Ruinen, die mächtigen Grabbauten der Pharaone, während ihre Wohnungen und Paläste schon längst vom Erdboden verschwunden sind. Die Mumiengräber sind vermöge ihrer Bauart erhalten geblieben, die Häuser der Lebenden aber nicht.

Was sich von der ältesten Kultur Mesopotamiens, der sumerischen Epoche, erhalten hat, ist im ganzen gering. Dagegen ist bei den dortigen Ausgrabungen das Grab eines sumerischen Patesi und seiner königlichen Gemahlin aufgefunden worden, mit denen je etwa sechzig Mädchen, mit festlichen Gewändern angetan, als Todesbräute mit dem Königspaar in den Tod gegangen und in deren Nähe in unterirdischen Grab-

*) Abschnitt aus einem Ende des Jahres erscheinenden Werk des Verfassers: *Helvetische Vorzeit in Weltenbildern*.

anlagen reihenweise bestattet worden sind, dazu die Knechte und Wagen. König und Königin waren in Prunkgewändern beigesetzt, die letztere mit reichem Goldschmuck.

Neben den grossen Grabanlagen der jüngeren Steinzeit gehörten zu dem Totenkult die Grabbeigaben. Dem Toten wurden diejenigen Gegenstände ins Grab mitgegeben, die für ihn im Leben eine besondere Bedeutung gehabt hatten, die sein persönliches Eigentum gewesen waren; denn Eigentum im weiteren Sinne gab es damals noch nicht. Dem Mann wurde der Feuersteindolch, das Steinbeil mit ins Grab gegeben, der Frau der Schmuck. Dazu Tongefässe, welche die Totenopfer enthalten haben. Das meiste an Funden der Vorzeit ist aus Gräbern gehoben worden.

Eine Fülle von Goldgegenständen wie Schmuck aller Art, Trinkgefässe, Schüsseln usw. sind in den reichen Kulturgebieten des Orientes und später auch in Europa den Toten mit ins Grab gegeben worden. Es bestand über weite Erdgebiete eine einzigartige Übereinkunft kultischer Art, dass das Gold den Toten gehöre.

Man darf diese hochentwickelten Totenkulte und die Sitte der Grabbeigaben der Vorzeit nicht für naive oder primitive Sitten einer noch unentwickelten Menschheit halten. Der Totenkult erhielt damals eine so grosse Bedeutung, weil das Verhältnis der menschlichen Seele zum Leben nach dem Tode dasjenige zum Erdenleben in gewisser Beziehung übertraffen hat. Die Welt der Toten wurde als eine gewaltige Macht des Lebens empfunden, als eine Macht, die beständig in das Leben hineinwirkte. Wer durch den Tod von der Blutsippe im Erdenleben schied, blieb im Leben nach dem Tode mit starken Banden mit der Blutsippe verknüpft. Das gemeinsame Blut war eine Macht, die Leben und Tod umfasste, und in der Macht des Blutes muss man, wenigstens in bestimmter Beziehung, den Ursprung des Totenkultes, der Grabbauten und Grabbeigaben der jüngeren Steinzeit suchen. Die Ahnen- und Totenverehrung wurzelte im Sippenblut aus dem Grunde, weil das gemeinsame Blut der Träger der alten Naturgeistigkeit war.

Zu der Bestattungsart, die sich schon zur älteren Steinzeit in ihren ersten Spuren nachweisen lässt und während der jüngeren Steinzeit über weite Erdgebiete fast ausschliesslich verbreitet war, gehört die sog. Hockerlage. Der Tote wurde mit angezogenen Knien, die Arme kreuzweise über die Brust gelegt, in liegender, aber auch in aufrechter Lage bestattet. Bei Doppelbestattungen wurden die beiden Toten einander zugekehrt. Die Hockergräber, ob einzeln oder in ganzen Gräberfeldern (Nekropolen), sind in der Regel orientiert meistens Ostwest-Orientierung, d. h. mit Kopf im Osten. Es kamen aber auch andere Orientierungen vor. In Oberägypten sind Gräberfelder aufgedeckt worden, deren Hockerleichen das Antlitz gegen Westen, in Unterägypten solche, die das Antlitz gegen Osten gewendet hatten. Diese Orientierungen sind einer bestimmten Kultordnung zuzuschreiben.

Über den Grund der Hockerbestattung bestehen vielerlei Meinungen. Von vorneherein zu verwerfen sind jene Ansichten, welche die steinzeitliche Hockerbestattung erklären wollen mit dem Aberglauben heutiger primitiver Völker, bei denen diese Bestattungsart noch gepflegt wird. Diese primitiven Völker schnüren die Toten ein, damit, wie behauptet wird, diese nicht wiederkommen oder die Lebenden belästigen und ähnliches. Solche Gebräuche und Anschauungen dekadent gewordener primitiver Völkerstämme sollten nicht zur Erklärung von Kultordnungen, die während der Steinzeit von grösster Bedeutung waren, herangezogen werden.

Andere Meinungen gehen dahin, man habe den Toten durch die Hockerlage in die Schlafstellung versetzen wollen oder auch in die Embryonallage wie im Schosse der Mutter. Der Mensch kehre gleichsam in den Schoss der Mutter Erde zurück, um wieder geboren zu werden, daher gäbe man ihm die Lage des ungeborenen Kindes. Ganz absonderlich muss die Meinung Virchows berühren, der sich dahin geäussert hat,

Das Merkwürdige dieser Schalensteine ist ihre weltweite Verbreitung, denn sie kommen in völlig gleicher Weise vor in Frankreich, Schottland, Irland, Dänemark, in den Westalpen, in Savoyen, in Italien, aber auch in Indien und in Amerika.

Da diese Schalensteine in so weltweiter Verbreitung vorkommen und ihre Vertiefungen entweder in erratische Blöcke oder in stehenden Fels eingegraben sind, so muss dasjenige, was mit diesen Schalen gemeint war, auch wiederum mit solchen weltweit verbreiteten Eigenschaften in Verbindung stehen. Diese Eigenschaft ist das geschilderte lokalisierte Gedächtnis. Bestimmte Überlieferungen aus den Alpentälern unseres Landes geben die Spur an, in welchem Sinne diese Schalensteine Gedächtnissteine waren. Diese werden an einigen Orten Kindlisteine genannt, womit gemeint ist, dass die Mutter das Kind von diesem Stein herhole. Nach anderen volkstümlichen Überlieferungen bestand noch bis in späte Zeiten hinein die Sitte, dass Bräute, welche sich Kinder wünschten, vor der Hochzeit über solche Schalensteine heruntergerutscht seien.

Man hat es hier mit einer allerdings bereits stark verdunkelten Überlieferung eines in die jüngere Steinzeit hinaufreichenden, merkwürdigen Tatbestandes zu tun. So sonderbar es klingen mag, zu jener Zeit, in welcher sich das menschliche Leben noch völlig nach dem Rhythmus des Jahreslaufes regelte, war auch, wie bereits dargelegt, die Zeit der Fortpflanzung geregelt. Sie fand im Frühling statt, und die Mütter der Vorzeit hatten durch ihre damaligen Seeleneigenschaften eine traumhafte Vorschau, eine Art von Begegnung mit dem ungeborenen Kind, das sich anschickte, auf die Erde herabzusteigen. Man grub dann, wenn eine solche vorgeburtliche Begegnung mit der Seele des Kindes stattgefunden hatte, eine „Schale“ in einen erratischen Block oder eine Felswand ein und damit wurde dieser Stein zu einem Gedächtnis-, zu einem Kultstein, und die Landschaft, in welche das Kind hineingeboren werden sollte, wurde damit geweiht, wurde dadurch eine Kultlandschaft.

Der Grundzug der jungsteinzeitlichen Kultur bestand darin, das Werk der Natur durch menschliche Arbeit, durch Menschenwerk fortzusetzen. Das Naturwesen, d. h. den Naturgeist erlebte der Mensch jener Zeit im Jahreslauf im Wechsel von fortgesetzter Tätigkeit der Natur mit Zeiten des Sterbens und der immer wiederkehrenden Erneuerung. Die menschliche Arbeit wurde in diesen Naturrhythmus, in diese Naturgeistigkeit hineingestellt. Beides, die tägliche Arbeit an der Natur wie das Hineinstellen derselben in die Kultlandschaft, d. h. der Wechsel von Alltag und Festtag, von Tagesarbeit und Verehrung des Göttlichen in der Natur durch den Naturkult, bewirkte den Fortschritt, die Entwicklung und die Leistung dieser ersten Stufe menschlicher Kultur seit dem Ende der Eiszeit.

Die Schweiz gliedert sich mit ihren Pfahl- und Moorbauten der umfassenden Kultur der jüngeren Steinzeit Europas und im weiteren Sinne dem kulturellen Aufgang der Menschheit ein.

Sie gliedert sich ein durch die Hochgewalt ihrer Alpennatur, aus deren Schoss sich das gewaltige Naturdrama der Eiszeit entwickelt hatte. Sie gliedert sich ein mit der Urkraft dieser Hochnatur, dem weit über ihr Mittelland ausgestreuten erratischen Material, mit ihren Steinsetzungen, ihren Kultlandschaften, ihren Gräbern mit der Hockerbestattung. Sie gliedert sich ein mit ihren See- und Landsiedlungen, mit der Übung und dem Fortschritt innerhalb der Ur-Berufe und des urchümlichen Handwerkes, dann aber auch mit der häuslichen Arbeit der Frau und deren Pflege von Sitte, Lebensart und Verehrung des Naturgöttlichen. Und weiter gliedert sie sich ein mit den Kulturen, den Jahresfesten, der Lebenserneuerung und Entwicklung von Geschlecht zu Geschlecht, von Sippe zu Sippe, von Talschaft zu Talschaft.

Die Landschaft jedoch, in welcher sich die Pfahlbauzeit der Schweiz abgespielt hat, breitet sich zu Füßen des Gotthard und der Jungfrau aus, und dies gab dieser Landschaft innerhalb Europas von der Naturseite her ihre unvergleichliche Lage und Stellung.

Goethe und Troxler

Willi Aeppli

II.

Wir gehen über zur Beantwortung der zweiten Frage: Hat der alte Goethe von Troxler je einmal Notiz genommen? Die Antwort sei vorweg gegeben. Gewiss. Troxler machte schon während seiner Jenenser Zeit von sich reden. Durch seine wissenschaftlichen Veröffentlichungen zunächst, dann aber auch durch einige sich daran anschließende literarische Fehden, die in den wissenschaftlichen oder literarischen Zeitungen Jenas ausgefochten wurden.

Diese Fehden sind charakteristisch für Troxler. Nicht nur offenbart sich durch sie seine kämpferische Natur, er war ja stets bereit, sich auf geistigem Felde mit allen erlaubten Mitteln mannhaft zu schlagen. Sie zeigen auch, wie früh und wie hartnäckig Troxler seine Selbständigkeit betonte und anerkannt wissen wollte. Es war bestimmt nicht Undankbarkeit oder das Fehlen eines Mass-Stabes für die Grösse solcher Geistesheroen, wie Hegel und Schelling; noch weniger war es mangelnde Kenntnis ihrer Denkart und philosophischen Systeme, die Troxlers Verhalten bestimmte. Es wird keinen Zeitgenossen dieser Denker gegeben haben, der sie gründlicher in sein eigenes Denken aufgenommen hätte, als gerade er. Schelling bezeugte es selbst: Keiner hat mich so gut verstanden wie der junge Schweizer. — Aber gerade aus diesem von „Grund aus verstanden haben“ heraus, fühlte sich Troxler legitimiert seine Selbständigkeit zu bekräftigen. Troxlers Kritik am deutschen Idealismus als Anmassung, gar als Leichtfertigkeit zu betrachten, würde dem Problem, das hier zu Grunde liegt, nicht gerecht, deckte es zu, statt es sichtbar zu machen. Gotthilf Heinrich Schubert, der Freund und Studien-genosse Troxlers in Jena sagt von ihm: „Er war ein Vorbild des treuen Fleisses und des sittlichen Ernstes. Schellings Philosophie hatten nur wenige seiner Zuhörer so tief und mit solcher Begeisterung erfasst als er.“ Troxler selber gedenkt oft, besonders eindrucksvoll in seinen Berner Vorlesungen, mit tiefster Dankbarkeit seiner Lehrer und Freunde Hegel und Schelling.

„Als eine besonders glückliche Fügung der Vorsehung betrachtete ich es aber, dass meine akademische Bildungszeit zum Arzte in den Zeitpunkt der eigentlichen Kulturhöhe der Philosophie in Deutschland fiel... Schelling — in dem sich alle Strahlen des grundtiefen, philosophischen Geistes der Deutschen gesammelt zu haben schien — war mein geliebter und mich liebender Lehrer... In Jena, unweit dem damals noch von dem Olympier bewohnten Musensitze Weimar, genoss ich auch das Glück des wissenschaftlichen Umgangs mit dem Riesengeiste der neuen Scholastik, Hegel, und sah dem ersten Keimen des durch seine höchste Vollendung sich vernichtenden letzten Systems der Spekulation zu. Wie unglücklich müsste eine Naturanlage sein, die in solch einer philosophischen Atmosphäre nicht erwärmt, erleuchtet und begeistert würde.“

Troxlers Verhalten ist also nicht als Unbescheidenheit auszulegen. Der Vorwurf Herbarts: Troxler will sogar weiser sein als Kant, was für ein frevelhafter Übermut! — besteht zu unrecht. Hegel ist ihm wirklich die Kulmination einer Zweitausendjährigen philosophischen Epoche. Aber eben auch ihr Abschluss, das „Bis hierher und nicht weiter“. Gerade bei den persönlichen Gesprächen mit Hegel und beim Studium seiner Schriften fühlte schon der Zweiundzwanzigjährige „instinktiv“: Um weiter zu kommen, müsste ich ein neues Erkenntnisorgan in mir entwickeln. Aus der Tiefe des Gemütes müsste ich es heraufholen. — In der Erkenntnis, dass in der Menschheit ein neues Wahrnehmungsorgan werden will, fühlt sich

Troxler, ohne anmassend zu sein, dem Riesengeiste Hegel voraus, und in diesem Sinne wissender als Kant. Troxler sah, und sprach es auch eindeutig aus, in der deutschen Philosophie seiner Zeit, repräsentiert vor allem durch Hegel, den Abschluss einer langen Geistesentwicklung, die ihren Anfang im Griechentum genommen. Er war nicht gewillt, hier stehen zu bleiben, in der Betrachtung der schönen Abendröte; sein inneres Auge sah schon das Morgenrot, das den Aufgang einer neuen Sonne verkündete. Dahin wandte sich sein Blick. Das ist der Grund, warum er seinen Freunden den Rücken kehren musste. Mit Vehemenz wehrte er sich dagegen, einer bestimmten Schule zugezählt zu werden, schon zu einer Zeit, als er noch in Jena in die Schule Schellings ging. Wir wissen jetzt warum. Weil er nach einer Erkenntnis strebte, die zu seiner Zeit noch nicht vorhanden war. Die Naturphilosophie genügte ihm nicht, er schaute aus nach der „Anthroposophie“. In der Vorrede zu seinem Buch „Blicke in das Wesen des Menschen“ schreibt Troxler:

„und ich hege auch für mich die Hoffnung, nicht mehr das Unrecht erleiden zu müssen, einer Schule beigezählt zu werden, der ich mich längst entwachsen glaube.“

Im Jahre 1803, Troxler war noch Studierender der Medizin in Jena, veröffentlichte er seine „Ideen zur Nosologie und Therapie“. Ein Professor Kilian, Dozent an der medizinischen Fakultät, deutete nun in seiner Schrift „Über innere Organisation der Heilkunst“ an, diese Ideen wären nicht Troxlers, sondern Schellings geistiges Eigentum. Troxler stürzt sich sofort in der „Allgemeinen Literaturzeitung“ auf den unglücklichen Kilian und zerzaust ihn gehörig. Aber nicht genug damit, er wünscht von seinem Lehrer Schelling eine öffentliche Bestätigung dafür, dass seine, Troxlers Schrift, unbeeinflusst durch Schelling, in jeder Beziehung eine selbständige Arbeit sei. Der Philosoph kam dem Wunsche des jungen Mediziners nach mit der folgenden Erklärung in derselben Zeitung:

„Ich erkläre, dass ich von der Schrift des Herrn Troxler vor deren vollendetem Abdruck keine Kenntnis gehabt, und dass Herr Troxler von mir persönlich auch nicht die geringste Anleitung oder Mitteilung von Ideen zu seiner Schrift erhalten habe.“

Dieser Originalitätsstreit mit Prof. Kilian war nicht der einzige in seiner Art, den Troxler in Jena ausgefochten hatte. Weder Troxlers Publikationen noch die sich daran anschliessenden Polemiken konnten Goethe in Weimar entgangen sein. Von dieser Zeit an war Troxler für den Dichter kein Unbekannter mehr.

Zehn Jahre später, im November 1812, wurde Goethe durch Eichstädt auf ein eben erschienenen Buch aufmerksam gemacht, und dazu veranlasst, es sofort zu lesen*).

Goethe schrieb am 22. November an Eichstädt über den allerersten Eindruck, den dieses Buch auf ihn gemacht hatte:

„Es verdient allerdings beachtet, aber freilich nicht präconisiert zu werden; wenn man den Verfasser auch noch so sehr schätzt, so kann man doch nicht Partei für ihn nehmen. Das Werk ist auf alle Weise problematisch und wird die Köpfe eher verwirren, als zurechtsetzen.“

Aus diesen Äusserungen ergibt sich, dass Goethe den Verfasser wohl kennt und ihn, auf Grund früherer Publikationen schätzen gelernt hat, dass er es aber nicht als wünschenswert erachtet, dieses Werk zu verherrlichen und in die Welt hinaus zu posaunen (sofern man das Wort „präconisieren“ so übersetzen darf), weil es ihm nicht ungefährlich für den Leser erscheint. Der Verfasser dieses problematischen Buches ist I. P. V. Troxler. Das Buch trägt den Titel „Blicke in das Wesen des Menschen“.

Sechs Tage später, am 28. November, schreibt Goethe an Moritz Seebeck:

„Aber über einen andern Mann habe ich mich neulich betrübt, und ich wünsche, Sie gäben mir einigen Aufschluss. Zufälligerweise kommt mir eine Stelle aus der Vorrede von Hegels Logik in die Hände. Sie lautet wie folgt: „Die Knospe verschwindet in dem Hervorbrechen der Blüte, und man

*) Siehe zu dem Folgenden die Arbeit Dr. Rud. Honeggers „Goethe und Hegel“ im Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft (1925), II. Bd.

könnte sagen, dass jene von dieser widerlegt wird; ebenso wird durch die Frucht die Blüte für ein falsches Dasein der Pflanze erklärt, und als ihre Wahrheit tritt jene an die Stelle von dieser. Diese Formen verdrängen sich als unverträglich miteinander, aber ihre flüssige Natur macht sie zugleich zu Momenten der organischen Einheit, worin sie sich nicht nur nicht widerstreiten, sondern eines so notwendig als das andere ist, und diese gleiche Notwendigkeit macht erst das Leben des Ganzen aus.“

Der Mann, der Goethe so sehr betrübt, ist also Hegel. Allerdings steht die angeführte Stelle gar nicht in der Vorrede der Logik, wie Goethe wähnte, sondern in der zur Phänomenologie, und die besass er in seiner Bibliothek. Goethe glaubte nun aus diesen Worten Hegels eine Ansicht über die Pflanzenwelt herauszulesen, die der seinigen völlig entgegengesetzt schien. Für ihn manifestierte sich das vegetabilische Gesetz durch die *Blüte* in seiner höchsten Vollkommenheit. Die *Frucht* aber betrachtet er als einen Abfall von dieser reinsten Manifestation des Pflanzenhaften.

Und jetzt sollte nach Hegel die Blüte durch die Frucht für ein falsches Dasein erklärt werden. Der Zorn Goethes über den so verstandenen Gedanken Hegels ist verständlich. Darum schreibt er auch an Seebeck:

„Es ist wohl nicht möglich, etwas Monstroses zu sagen. Die ewige Realität der Natur durch einen schlechten sophistischen Spass vernichten zu wollen, scheint mir eines vernünftigen Mannes ganz unwürdig.“

In dem gleichen Briefe vernehmen wir auch noch, bei welcher Lektüre Goethe auf dieses Hegelzitat gestossen ist. Beim Lesen des Troxlerschen Buches.

„Herr Troxler hat einen Teil dieser sauberen Stelle als Motto gebraucht, da sie denn genau besehen, nichts weiter heissen soll, als dass die Herren, wie Melchisedek, ohne Vater und Mutter geboren und ihren Vorfahren nichts schuldig seien. — Ich kann des Buches selbst nicht habhaft werden. Vielleicht nimmt sich die Stelle im Kontext besser aus. Trösten Sie mich deshalb, mein Lieber, wenn es möglich ist.“

Dass Goethe den gewünschten Trost erhielt, und dass damit die Freundschaft mit Hegel wieder ihren Fortgang nahm, beweist ein weiterer Brief des Dichters an Seebeck vom 15. Januar 1813.

„Die Stelle, die mir im einzelnen zuwider war, wird durch den Zusammenhang neutralisiert. — Hätte er (Hegel) das auf die Pflanzenmetamorphose sich beziehende Gleichnis im Coniunctiv ausgesprochen, so sähe man gleich, dass er es zu seinem Zweck nur bedingungsweise annimmt, welches jedem Redner gar wohl erlaubt ist. Allein er spricht es positiv aus und begünstigt dadurch den leidigen Irrtum, dass wir unseren Vorfahren nichts schuldig sind, ob er gleich, wie man im Zusammenhange sieht, das Entgegengesetzte sagen will.“

Hegel war bei Goethe, obwohl er den Indikativ und nicht den Konjunktiv angewandt hatte, entschönt, und der Groll gegen Troxler, den Veranlasser der Betrübnis, legte sich wohl bald. Es scheint aber doch, dass eine bestimmte Seite in Troxlers Wesen auf- und anreizend auf Goethe gewirkt hat, nämlich das ostentative Betonen der Selbständigkeit, die früh zutage getretene Reizbarkeit in allen Fragen eines originalen Denkens. Die Originalitätsstreite vom Jahre 1803 lebten in Goethes Erinnerung neu auf. Darum auch der Vorwurf, wie Melchisedek ohne Vater und Mutter geboren und ihren Vorfahren nichts schuldig zu sein, vornehmlich gegen Troxler gerichtet ist.

Im Dezember 1812 entsteht nun das Gedicht „Die Originalen“:

Ein Quidam sagt: „Ich bin von keiner Schule,
Kein Meister lebt, mit dem ich buhle.
Auch bin ich weit davon entfernt,
Dass ich von Toten was gelernt.“
Das heisst, wenn ich ihn recht verstand:
Ich bin ein Narr auf eigne Hand.

Das Urbild oder, wenn man so will, das Original zu diesem originalen Quidam goetheischer Prägung könnte deshalb in Troxler gesucht werden. Wie schon Honegger in der erwähnten Arbeit „Goethe und Hegel“ es tut. Sicher ist es zwar keineswegs. Andere Anwärter auf diesen Quidam sind auch noch da. Z. B. Schopenhauer. Oder Achim von Arnim, der in seiner Vorrede zu den „Novellen“ (ebenfalls 1812 erschienen) schrieb:

„Ihr Freunde wisst, dass ich von keiner Schule,
Dass ich um keines Menschen Beifall buhle.“

Jedenfalls taucht derselbe Reim in Goethes „Originalem“ auf.

Interessant ist noch zu beobachten, wie zwei Motto in Troxlers Buch auf Goethe ihre entgegengesetzte Wirkung ausüben. Das eine, das Hegelzitat, bringt, wie wir gesehen haben, Goethe in Zorn gegen Troxler und verursacht eine kurze, doch ziemlich ernsthafte Krise in der Freundschaft mit Hegel. Ein anderes Motto aber findet Goethes Wohlgefallen. Es handelt sich um ein längeres lateinisches Zitat von Tronchin. Goethe wurde von ihm so kräftig angeregt, dass er diesen Vierzeiler daraus geformt hat:

Ihr sucht die Menschen zu benennen,
Und glaubt am Namen sie zu kennen.
Wer tiefer sieht, gesteht sich frei:
Es ist was Anonymes dabei.

Wie sehr aber Goethe Troxler und sein Buch wirklich geschätzt hat, und wie sehr ihm daran gelegen war, das Übereinstimmende zu betonen, zeigt sich darin, dass Goethe dasselbe mit Troxlers Schrift machte, was Troxler später so reichlich mit Goethes Werken getan hat. Er lässt nämlich eine Stelle aus dem so „problematischen“ Werk als *Motto* am Umschlage des zweiten Heftes des ersten Bandes „Zur Morphologie“ abdrucken. Nicht genug damit; im Texte selbst zitiert er noch einmal den Verfasser und seine Schrift. Womit Goethe doch gewiss sagen wollte: Das Werk Troxlers verdient nicht nur beachtet, sondern ganz eigentlich präconisiert zu werden.

„Rudolf Steiner als illustrierender Künstler“*)

44 (darunter 9 farbige) Tafeln und 31 Zeichnungen.
Mit einer Einführung von Emil Schweigler.

Vorwort von Marie Steiner.

Einem Künstler folgen können auf den verborgenen Pfaden seines Seelenerlebens, in dem Gebiete, das im besonderen sein Eigen ist und ändern nur im Nacherleben sich ganz eröffnet, ist immer beglückend. Geheime und nun durch die Willenszucht ins Bewusstsein gehobene Seelenregungen entfalten sich da mit der Gesetzmässigkeit eines Organismus und werden so zum Gemeingut erst kongenial empfindender Menschen, später aber der ganzen Menschheit, die dadurch auf den Wegen ihrer Bewusstseinsentwicklung wieder ein Stück weitergebracht wird. Rudolf Steiner hat in seinen Erkenntnis-weckenden Werken, seinen moralisch-erzieherischen Taten und seinen sozialen und künstlerischen Schöpfungen unzählige Anregungen gegeben, Impulse ins Leben gerufen, die wie keimende Saaten im Gemüte der sie Aufnehmenden spriessen und aufblühen können. Fänden sich nicht immer wieder solche empfänglichen Seelen, so müsste manches Kostbare verlorengehen, das doch zur Vertiefung und zur Läuterung der Bewusstseinsinhalte unendlich viel beitragen kann. In diesem Sinne sind die ruhig abwägenden Schritte zu begrüßen, die ein bildender Künstler auf dem Wege des inneren Seelenerlebens gewagt und in seine einführenden Betrachtungen zur Kunst des Illustrierens niedergelegt hat.

Doch ein ganz objektives Bild mannigfaltiger Geschehnisse entrollt sich vor den Augen des Betrachtenden beim Umblättern der Seiten des zweiten Teiles dieses Buches. Für den, der die Geschichte (man darf es wohl sagen) der im geistigen Sinne einschneidendsten Bewegung des ersten Viertels des XX. Jahrhunderts in all ihren Etappen verfolgen kann, hat es etwas Ergreifendes: schmerzliche und freudige Erinnerungen steigen dabei auf. Vieles von dem Beabsichtigten wurde verwirklicht, vieles wurde erdrückt durch den Ansturm der Gegnerschaft, durch die Lasten einer zusammenbrechenden

*) Erscheint in den nächsten Tagen, herausgegeben von der Sektion für redende und musische Künste am Goetheanum, Dornach.

Zivilisation. Wie vieles aber von dem, was das Positive darin gewesen wäre, hätte gerettet werden können, wenn die geistige Hilfe nicht so verschmäht worden wäre, wenn der Wille zum Negativen nicht so stark überhandgenommen hätte und die Selbstsucht der Privilegierten wie auch die Blindheit der Massen nicht das ganze stolze Gebäude unserer Kultur in die Zerstörung getrieben hätte!

Man blättert in dem Buche, man sieht reine Formen, sieht Linien, die zu Formen sich gestalten: dahinter stehen Taten, Willensimpulse, Hoffnungen, Erfüllungen und Niederlagen, — der Flammenschein eines Riesenscheiterhaufens, aus dem, der Welt unsichtbar, mächtige Wogen des Geistes aufsteigen. Mit Unerbittlichkeit greift der Tod ein, aber aus ihm erstehen für die Zukunft lebendige Kräfte, die selbst der grauenhafte Massenmord, der jetzt über die Erde dahinfegt, nicht wird zermahlen können, die umso herrlicher sich einst entfalten werden.

Dies alles vermögen einige schlichte Zeichnungen durch das unsichtbare Band, das sie verknüpft, dem zu erzählen, dem einige Blicke in die verborgenen geistigen Strömungen der Welt vergönnt wurden.

Aus dem neuen Gedichtband:
„Wach auf, du Todesschläfer!“

O Nacht, die auf mir lastet,
O Nichts, das nach mir tastet!

Wach auf, du Todesschläfer!
Das Herz der Erde
heilt die Leiden.
O du mein Himmelschäfer!
Die Sternherde
sollst du weiden!

Albert Steffen

Buchbesprechung

Aschenbrödel. Bilderbuch von Hilde Langen. Dichtung von Marta Strachwitz. (Verlag der Werkstatt: „Zu den sieben Zwergen“. Dornach, Schweiz.)

Vor zwei Jahren um die Weihnachtszeit war es das Märchen von den sieben Raben, das neugestaltet in Bild und Wort aus der bunten Werkstatt Hildes Langens in die Welt zog.

Heute folgt ihm ein liebliches Geschwister. Unsere Begegnung mit ihm ist ein Wiedersehen mit dem Himmelsenspiel der Seele: Aschenbrödel. Wem wäre seine Sanftmut nicht lieb und vertraut wie die raunenden Gründe der eigenen Kindheit, wo Himmel und Erde in eins verwoben, uns Gefährten der Unschuld erstehen liessen, die kein irdischer Sinn je erweckt. Und erwartungsvoll schlagen wir das Märchen auf, dessen Name wie ein Melos voranschwebt.

So bekannt uns sein wundersamer Inhalt ist, so bekannt ist sicher im Lauf der Jahre vielen von uns die Art geworden, wie Hilde Langen und Frau Marta Strachwitz die Vorgänge sinngemäss zur Darstellung bringen. Ein wirklicher Zauber geht davon aus. Trauer und Freude, Dulden und Erlösung — mitunter umspielt von freundlichem Humor — jede dieser Regungen findet ihr Element, in dem sie sich gern entfaltet.

Das dreimalige Geschehen auf dem einsamen Grabhügel, in seiner Verschiedenheit duftig gesteigert und dreimal in Tanz und Seligkeit aufgelöst, wird zum Höhepunkt.

„Bäumlein rüttle, schüttle dich,
Wirf Gold und Silber über mich!“

Die Farbe weht, die Laute schwingen, und ein Rhythmus trägt die so Gewandete zur festlichen Geselligkeit ihrer himmlischen Verschwisterung. „Silberweisse Flatter-Tauben“, dem Licht und der Asche gleichermaßen vertraut, durchziehen die Dichtung wie klingende Saiten, auf denen das Farbgeschehen spielt.

Und legen wir das Buch alsdann aus der Hand und sinnen den webenden Eindrücken nach, so findet eine geheimnisvolle Wiederholung statt, ein zarter Niederschlag des Ewigen, unvertraut und unberührt wie frischgefallener Schnee.
E. Krell-Werth.